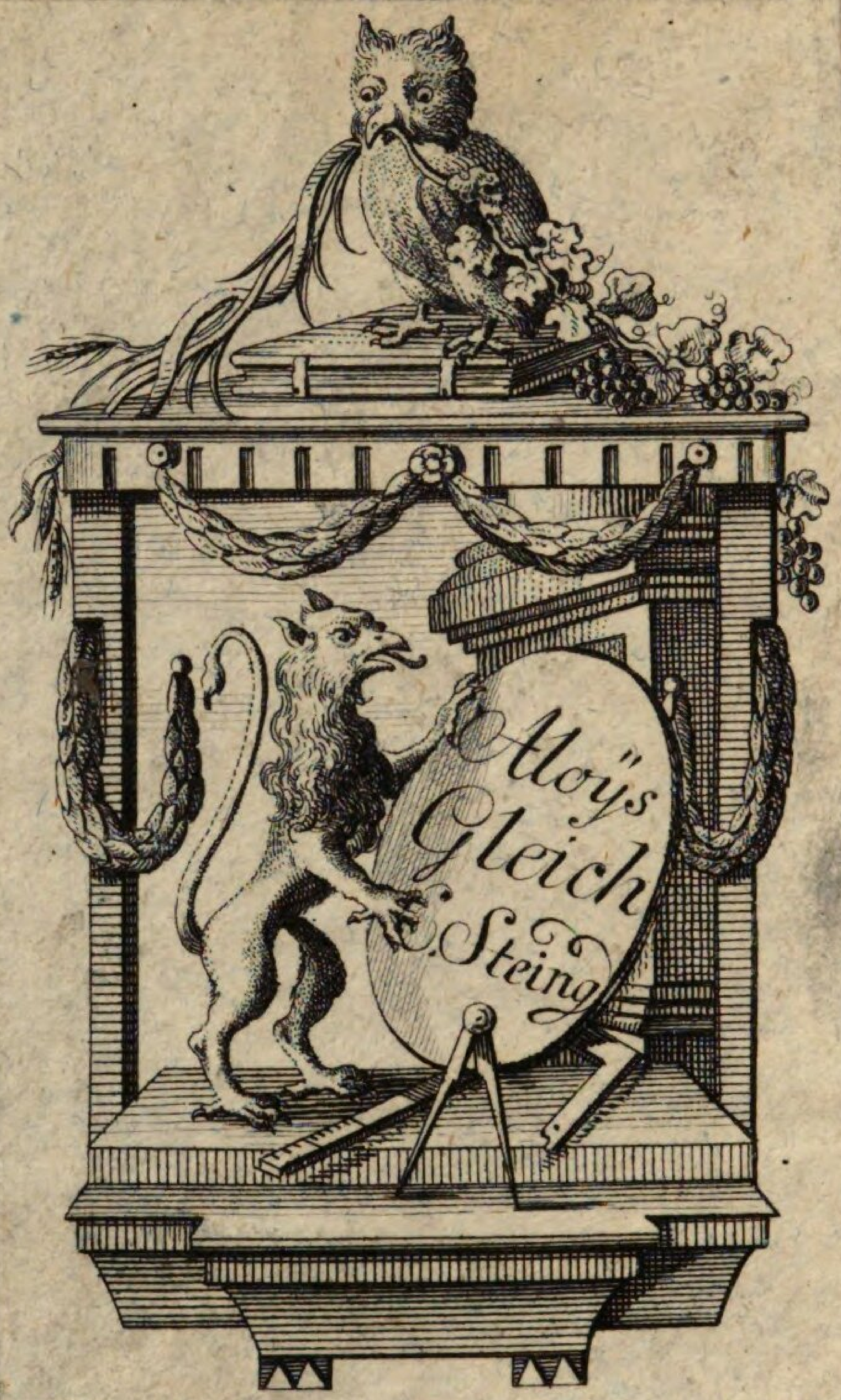
ThPr
159
6-



Joseph Bauerschuberts

weiland Kaplan an der Marien-Kirche zu Fährbrück im Wirzburgischen

kurze

Volkspredigten

zum

Unterrichte und zur Erbauung

auf

alle Sonn- und Festtage

des

katholischen Kirchen-Jahres.

Sechster und letzter Band, nebst einem doppelten Register.

Nach seinem Tode herausgegeben

von

Bernard Laubender

ehemahligen Kaplan zu Dettelbach in Franken, auch der Leipziger ökon. Gesellschaft Mitgliede.

Grätz,

gedruckt und verlegt bey Johann Andreas Kienreich.

1802.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Vorrede.

In dem Vorberichte des vierten Bandes versprach ich, alles, was nur immer Gutes und Nützliches von meinem verklärten Freunde Bauerschubert unter seinen nachgelassenen Papieren aufgefunden werden könnte, in einigen Bändchen bald nachzuliefern, auch zugleich Nachricht zu

geben, wie von Freunden und Feinden, seine von mir bearbeitete Biographie aufgenommen worden.

Dem erstern Versprechen habe ich bisher nach Kräften Genüge zu leisten gesucht; und ich finde nun nichts weiter mehr beyzusetzen, als daß mit diesem sechsten Bande das Ganze geschlossen sey, worin seine Freunde und Verehrer am Schlusse mit unter noch so manchen Aufsatz von diesem aufgeklärten Manne finden, den sie gewiß nicht ohne Vergnügen aus den Händen legen werden.

Einige Predigten und Aufsätze, die wegen besonderer Umstände, nicht in diese Sammlung aufgenommen werden konnten, werden nächstens in der J. B. G.

Fleischerschen Buchhandlung zu Leipzig, erscheinen.

Wie nun die Biographie — von Freunden und Feinden — besonders im Vaterlande aufgenommen worden sey, läßt sich von jedem vernünftigen Manne, der sie gelesen, leicht errathen. Ich finde nur für gut, mehr nichts beyzusetzen, als daß die heiße Herzens-Gluth seiner Feinde, wie sie durch seinen frohen Hintritt in die Ewigkeit ein wenig gedämpft war, dadurch aufs neue aufgejagt wurde, und über mich, als seinen Vertheidiger, in tobenden Flammen zusammen schlug. Um mich nun nicht vor der Zeit von einem unheiligen Feuer aufzehren zu lassen, fand ich meiner Seits, es für

sehr gut, von ihnen mich für immer in pia pace zu entfernen.

Um die in diesen sechs Bänden vorkommenden Sonn-, Fest-, Apostel- und Heiligen-Tage, deren über manche verschiedene Texte aufgestellt sind, so wie die Themata, desto leichter zu übersehen, und das Gewünschte aufzufinden, hat der Herr Verleger doppelte Register angebracht.

Der Herausgeber.

Inhalt.

Seite.

1. Am 26. Sonntage nach Pfingsten.

Über Matth. XXIV. 35.

Ob, und in wie fern wir die geistlichen Übel als göttliche Strafen ansehen können. 1

2. Am Dankfeste 1793.

Über Philipper IV. 6.

Von der Pflicht des Christen, Gott für das empfangene Gute zu danken, und ihn um seinen fernern Beystand zu bitten. 10

3. Auf das Fest eines Kirchenpatrons.

Über Psalm LXII.

Ein unansehnliches, schlechtes Gotteshaus kann unsern Kaltsinn gegen die Religion nicht rechtfertigen und entschuldigen. 120

Seite.

4. Am Feste der heiligen Ottilia.

Über Matth. VII. 14.

Was wahre, christliche Lebensweisheit sey, oder von dem Wege zur wahren Glückseligkeit. 30

5. Am Markustage.

Über Psalm XXXVIII. 8.

In wie fern Ackersleute gegründete Hoffnung auf ein gesegnetes, furchtbares Jahr haben. 42

6. Auf das Fest des heiligen Kilians.

Über Apost. Gesch. XX. 24.

Biographisch = sittliche Schilderung dieses Fränkischen Apostels. 50

7. Auf das Fest des heiligen Apostel Petrus und Paulus.

Über Ephes. II. 19 bis 20.

Der Glaube der heutigen Christen gründet sich auf den Glauben der Apostel und Propheten, und so gemeinschaftlich auf Christum. 58

8. Kurze Betrachtungen zum Unterricht und Erbauung der studierenden Jugend.

Erste Betrachtung.

Über Hiob. XIV. 5. 67

9. Zweyte Betrachtung.

Über 1. Mose XXXIX. 9. 69

10. Dritte Betrachtung.

Über Ephes. IV. 1. 75

Seite.
11. Vierte Betrachtung.
Über Röm. V. 14.
über den Fall des ersten Menschen. 81
12. Fünfte Betrachtung.
Über Luk. XI. 8 bis 10. 86
13. Sechste Betrachtung.
Über Luk. I. 29. 91
14. Siebente Betrachtung.
Über Luk. I. 29. 96
15. Gedanken eines akademischen Bürgers, über öffentliche akademische Disputationen, und die damit verbundene Licentiaten- und Doctorwürde. 101
16. Warum ist der gemeine Mann dem Bücherlesen bey uns Katholiken so sehr abgeneigt. 125
17. Über geistliche Beförderungen. Ein Wort an alle Pfarrpatrone im Bisthum Wirzburg. 138
18. Über die gemeinschaftlichen Deutschen Erziehungsinstitute. 150
19. Harte Lage des jüngern Clerus im Wirzburgischen. 161
20. Predigt an Christi Himmelfahrt, 1791.
Über Luk. XXIV. 50. 51.
Die zwey letzten Gebothe Jesu: Friede sey mit euch; und, liebet einander, wie ich euch geliebet habe. 166

Seite.

21. Am Charfreytage.

Über 2 Timoth. II. 11.

Wie Jesus starb, und wie auch wir sterben müssen, wenn wir ihn im Tode ähnlich seyn wollen. 176

22. Eine andere Predigt auf den Charfreytag.

Über Jerem. I. 12.

Die tausendfachen Leiden, welche unser Heiland auf beyspiellose Art und Weise bey seiner Kreuzigung empfunden haben muß. 184

Am sechs und zwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

Ob, und in wie ferne wir die zeitlichen Uebel als göttliche Strafen ansehen können.

Text.

Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen. Matth. XXIV. 35.

So sehr war der Heiland von der Wahrheit aller seiner Reden und Handlungen überzeugt; so gewiß wußte ers, daß alles das einmahl erfolgen müßte, was er den Menschen verkündiget und vorher gesagt hatte, daß Himmel und Erde eher zu nichts werden, als seine Reden leere Worte bleiben sollten. Dieß können wir Sterbliche freylich von uns nicht sagen; wir reden Manches, und es bleibt ohne Wirkung; wir können nicht einmahl zuverlässig sagen, was morgen oder übermorgen mit uns werden wird.

Ich habe euch so eben aus dem heutigen Evangelium die Weissagung Christi vorgelesen,

daß Jerusalem, die stolze Judenstadt, und mit ihr das ganze jüdische Reich, auf eine schreckliche Art untergehen würde. Da habt ihr wohl eingesehen, wie lebhaft dem Heilande die ganze Zukunft vor Augen schwebte; habt aber auch zugleich dabey bemerken können, wie besorgt der Heiland bey dieser fürchterlichen Beschreibung der künftigen Judenverfolgung, und des Umsturzes des jüdischen Reiches, um seine treuen Jünger und Anhänger war. Deßwegen sagte ers ihnen vorher: Sehet, wollte er ihnen damit ungefähr zu verstehen geben, ihr habt so eben das prächtige Tempelgebäude und die schöne Stadt Jerusalem bewundert (denn Christus war mit seinen Jüngern so eben beym Tempel vorbey gegangen,) aber wie ists euch zu Muthe! diese große und schöne Stadt und dieser herrliche Tempel, wird nicht lange mehr stehen! Denn es werden betrübte Zeiten über alle die Menschen kommen, unter denen ihr euch jetzt aufhaltet; es werden Drangsale und fürchterliches Elend über sie hereinbrechen. Ich selbst, des Menschen Sohn, werde als Richter über sie kommen, weil sie mich als ihren Lehrer und Wohlthäter nicht erkannt haben. Aber bey diesen Trübsalen müßt ihr nicht wankelmüthig werden, meine treuen Freunde! ihr müßt meiner nicht vergessen, wenn ich auch nicht mehr bey euch bin, noch euch um einen andern Erretter umsehen. Bleibt nur standhaft; die Verfolgungen werden vorüber gehen; Jerusalem, die stolze Stadt, wird nicht mehr seyn, den Juden wird ihr Reich genommen werden; aber desto besser für euch; denn von die-

sen Zeiten an wird es euch desto besser gehen: ihr sollt dafür das auserwählte Volk werden, wie ehemahls die Juden, und auf welchen Vorzug sie so stolz waren.

Wie viel Trost liegt hierin nicht für uns, meine Andächtige! Denn auch wir gehören zu den Auserwählten, von denen Christus spricht; denn auch wir sind Bekenner Jesu Christi; also auch wir sollen nicht verzagen, und sollen uns standhaft an Jesu Lehre und Worte halten, wenn es in der Welt auch noch so unruhig zugehet.

Aber nun entsteht die Frage: wie haben wir denn eben nach der Lehre Jesu, die Trübsale und harten Unglücksfälle anzusehen? — als Strafen Gottes, oder als Prüfungen unserer Tugend und unsers christlichen Muthes? — Andächtige! diese Frage will ich euch nun beantworten, und euch sagen: **Wann eher ihr zeitliche Uebel als Strafen Gottes anzusehen habt, und wann eher nicht. Also im I. Theile erkläre ich euch: wann haben wir die zeitlichen Uebel als Strafen Gottes anzusehen? Im II. Theile: Wann haben wir dieselben nicht als Strafen Gottes anzusehen, sondern vielmehr als Prüfungen unserer Tugend, als Erweckungen zu immer größerer Rechtschaffenheit?**

I. Theil.

Zeitliche Übel treffen entweder nur einzelne Personen, oder ganze Städte und Dörfer, oder auch ganze Länder; und dann kann jeder Einzel-

ne in den meisten Fällen nur von sich selbst urtheilen, ob er die Übel, die ihn treffen, als Strafen Gottes anzusehen habe, oder nicht; denn jeder kennt sich nur allein am besten und vollkommensten. Hier stelle ich euch nun folgende Merkmahle auf, an denen ihr abnehmen könnt, ob ihr zeitliche Übel als Strafen Gottes anzusehen habt, oder nicht. Es treffen euch Unglücksfälle, sie mögen seyn von welcher Art sie wollen: nun, so müsset ihr vor allen Dingen auf euch selbst zurücke gehen, und untersuchen, ob diese Übel nicht etwa Folgen eurer eigenen Vergehungen sind. Bringt ihr dieß heraus: so könnt ihrs ja ganz zuverlässig wissen, für was ihr diese Übel anzusehen habt, für nichts anders als Strafen Gottes. Wenn sich nun aber das nicht sogleich herausbringen lassen sollte, daß die Übel, die euch treffen, unmittelbare Folgen eures bisherigen Verhaltens sind: nun, so müsset ihr deßwegen noch nicht sogleich schließen, diese Übel seyen nicht als Strafen Gottes zu betrachten. Denn findet ihr an euch nichts desto weniger, daß ihr zeither Verächter der göttlichen Gebothe waret, daß ihr wenig Unterschied zwischen Recht und Unrecht machtet, daß euch bisher eure Standes- und Berufspflichten wenig kümmerten: so habt ihr dennoch die Übel, die euch treffen, als Strafen Gottes anzusehen. Einige Beyspiele mögen euch dieß erläutern. Ihr fallet in eine schwere Krankheit. Nun, Krankheiten an sich sind noch immer nicht Strafen Gottes. Nun sagt euch doch aber euer Gewissen, daß diese Krankheit eine Folge eures

unordentlichen Lebens, oder eurer Ausschweifungen sey; nun dürft ihr keinen Augenblick mehr zweifeln, daß diese Krankheit für euch eine Strafe Gottes sey. Denn, meine Andächtige! der Herr über uns, in dessen Hand unser Leben und Tod stehet, hat es in seiner Welt so eingerichtet, daß sich das Böse immer selbst bestrafet, und das Gute immer selbst schon belohnet. Wer die Gesetze nicht achtet, nach denen Gott seine sittliche Welt regieret, der findet in dieser Übertretung selbst schon seine Strafe. An dem Sünder rächet sich entweder seine eigene Natur, das heißt, selbst jene Kraft seines Körpers, die er gemißbraucht hat, und sein Gewissen, der Zustand seiner Seele, seine eigenen Leidenschaften; oder es rächen sich an ihm seine Mitmenschen, wie sie nun einmahl sind, gut oder böse. Den Guten ist er zum Abscheu, und mit den Bösen kommt er in einen harten Kampf; oder es rächet sich an ihm die weltliche Gesetzgebung, die doch nun auch einmahl, sie mag aussehen, wie sie will, ein Werk der göttlichen Fürsehung ist. Jedes Übel also, das wir uns durch eigene Schuld zugezogen haben, ist ohne allen Zweifel als Strafe Gottes anzusehen, weil der Herr der Natur die Welt so eingerichtet hat, daß sich das Laster selbst seine Strafe meistens auf der Ferse nachziehet.

Sind aber die Übel keine Folgen unserer eigenen Schuld, so sind sie doch Strafen Gottes, wenn wir an uns finden, daß wir Verächter und Übertreter des Willens Gottes, wenn wir uns bewußt sind, daß wir böse Menschen sind.

Wir selbst können daher nun, wie gesagt, aus der Tiefe unseres Gewissens heraus, unser eigen Urtheil fällen. Z. B. das Wetter verwüstet unsere Felder, der Blitz zündet unsere Wohnungen an, der Sturm reißt sie nieder ꝛc. da können wir nun freylich gar nichts dafür; aber nun setze ich den Fall, daß einem oder dem andern unter uns sein Gewissen sagt, daß er zeither ein gottesvergessener und böser Mensch gewesen, nun, so hat dieser den Schaden auf seinen Feldern, die Einäscherung seiner Wohnung durch den Blitz, den Umsturz seines Hauses durch den Sturmwind, als Strafen Gottes anzusehen; der andere aber, dem sein Gewissen ein gutes Zeugniß gäbe, hätte dergleichen Schaden nicht als Strafe anzusehen, wenn er ihn gleich so gut, wie den Boshaftesten, getroffen hätte.

Aber warum — werdet ihr fragen — haben wir denn auch jene Übel, die nicht unmittelbar und nothwendig aus unsern Sünden folgen, als Strafen Gottes anzusehn? — Die Ursache ist diese, meine Andächtige! Als Gott den Menschen schuf, so wars seine erste und letzte Absicht, daß er sich zur Sittlichkeit, zur Tugend bilden, und ein Nachbild Gottes werden; daß er edel und rechtschaffen denken und handeln sollte. Nun, wenn auch noch jetzt Gott die Welt regiert, so sucht er auch noch jetzt durch seine Weltregierung diesen Zweck zu erreichen. Gott weiß demnach alles so anzulegen, alles so zu fügen, alle große und kleine Veränderungen so auf diese Absicht hinzurichten, daß des Bösen immer weni-

ger, und des Guten immer mehr wird, oder das Laster gestraft, gerochen, vereitelt, unterdrückt, die Tugend hingegen belohnt, geehrt, erhoben und befördert wird. Dieß ist eigentlich das Hauptaugenmerk Gottes bey seiner großen Weltregierung. Und wenn das Laster auch auf dem Throne sitzen sollte: so wird es Gott bey der Einrichtung, die er gemacht hat, auch auf dem Throne zu bestrafen und zu verfolgen wissen. Ihr wisset also nun, meine Andächtige! wann ihr die Übel, die euch treffen, als Strafen Gottes anzusehen habt, nähmlich alsdann, wann euch euer Gewissen sagt, daß ihr böse und strafwürdige Menschen seyd.

Wann habt ihr aber zeitliche Uebel nicht als Strafen Gottes anzusehn, uud für was habt ihr sie sonst anzusehen?

II. Theil.

Zeitliche Übel haben wir nicht als Strafen Gottes zu betrachten, wenn wir uns eines guten, erbaulichen und rechtschaffenen Lebenswandels bewußt sind. Der Rechtschaffene also, der sich dessen bewußt ist, darf sich nicht ängstigen, darf nicht mißmuthig werden, wenn bey seinem, auch noch so rechtschaffenen Wandel, dennoch Trübsale über ihn kommen. Denn, wenn Gott den wirklich Bösen mit Trübsalen heimsucht: so ist es Strafe Gottes; aber wohlgemerkt, keine Rache; denn auch bey dieser verdienten Strafe hat Gott noch immer wohlthätige Absichten für den Menschen. Gott straft nicht, um nur

zu strafen, sondern um den Menschen zu bessern. Bey Gott heißt strafen in der Zeit, nichts anders, als den Menschen durch harte und traurige Mittel zur Bekehrung führen. Wenn Gott aber Trübsale über den Gerechten und Rechtschaffenen verhängt, so will ihm Gott alsdann einmahl Gelegenheit geben, christlichen Muth und christliche Standhaftigkeit auch in Unfällen des Lebens zu beweisen. Denn das gehört auch in das Gebieth der Tugend mit, daß wir bey Unglücksfällen getrost, muthig und standhaft uns zeigen.

2) Sind bey dem Gerechten Unglücksfälle eine immer neue wiederhohlte Lehre, daß man sein Heil nicht in zeitlichen, vergänglichen Gütern suchen, sondern sich um die bessern und bleibendern Güter des Himmels bewerben müsse; daß man sich doch ja nicht von dem übertriebenen Werthe zeitlicher Güter, und der Sorge darnach, bethören lasse.

3) Hängen vielleicht die Unglücksfälle, die uns treffen, mit irgend einer großen Absicht Gottes zusammen, die aufs Ganze gehet, und wovon wir uns nicht ausnehmen können, weil wir ein Theil des Ganzen sind; z. B. wenn Gott einen Strich Feldes durch seine Wasserfluthen will verwüsten lassen, weil vielleicht die meisten, die Antheil an diesem Stück Feldes haben, strafwürdige Menschen sind, und in der Mitte liegt nun etwa ein Acker des Frommen, des Gerechten: so wird nun dieser auch mit verwüstet, weil ihn Gott, ohne Wunder, nicht davon befreyen könn-

te, und überall Wunder zu thun, würde der Weisheit Gottes entgegen seyn.

Nun habt ihr euch aber, m. A.! recht sehr zu hüthen, daß ihr nicht von andern strenge urtheilet, wenn sie von Unglücksfällen betroffen werden. Hier müsset ihr alles Richten und Urtheilen aufgeben; denn, wie gesagt, zeitliche Übel sind nur dem Bösen eine Strafe, nicht aber dem Guten. Könnt ihr denn nun anders ins Herz sehen? Getraut ihr euch über Tugend und Bosheit ein gerechtes, unfehlbares Urtheil zu fällen? Seyd ihr im Stande, den Bösen von dem Guten, und den Guten von dem Bösen zu unterscheiden, und ihn als solchen öffentlich zu benennen? O gewiß nicht; denn dieß vermag nur einer, und dieser ist der allwissende, gerechte Gott. Und dann, wie vermögen wir zu sagen: „diesem hat Gott ein Unglück zugeschickt, und da kann er keine andere Ursache gehabt haben, als ihn zu strafen?" Sind wir denn in die unendlich weisen Rathschlüsse Gottes eingedrungen? Können wirs also thun, ohne lieblos gegen unsern Nächsten, und ungerecht gegen Gott zu handeln? — Nein! Und eben daher müssen wir immer in solchen Fällen behuthsam gehen. Daher dürfen wir auch nie über ein Dorf oder ein ganzes Land urtheilen und sagen: „Hier zeigt sich die Strafruthe Gottes sichtbarlich," wenn Plagen und Unglücksfälle über das Land gekommen sind; denn, habt ihr alle die guten und bösen Menschen gezählt, die im Lande sind, und wisset ihr genau, zu welcher Classe die mehre-

sten unter ihnen gehören? Ob zu der der Guten, oder zu der der Bösen? Getrauet ihr euch die Absichten Gottes bey seinen Schickungen alle Mahl zu errathen? Hier, o Gott! müssen wir unser Angesicht verhüllen, und mit Ehrfurcht deine Rathschlüsse, die nur weise und gut sind, anbethen; aber sie nicht auslegen wollen, als an uns selbst, und zwar nach dem redlichen Zeugnisse unseres Gewissens. Sagt uns dieses, daß wir böse sind: so wollen wir deine strafende Gotteshand erkennen und uns bessern; sind wir uns aber des Guten bewußt: so wollen wir uns nach deinen Anstalten fügen, und noch weisere, bessere Menschen und Christen werden. Amen!

Am Dankfeste 1793.

Von der Pflicht des Christen, Gott für das empfangene Gute zu danken, und ihn um seinen fernern Beystand zu bitten.

Text.

Seyd unbesorgt, und traget in eurem Gebethe, das mit Danksagung verbunden seyn soll, Gott euer Begehren vor. Philipp. IV. 6.

Warum feyern wir heute ein Dankfest, da wir doch nach der Anweisung Pauli unser ganzes Le-

ben hindurch Gott danken sollen. Denn Paulus will Gebeth und Danksagung mit einander verbunden haben. L. Z.! nicht deßwegen kommen wir heute zusammen, um Gott mit einem Mahle unsern Dank zu bringen, den wir ihm für das Jahr schuldig sind, gleichsam als wenn wir hier der Pflicht der Dankbarkeit mit einem Mahle Genüge leisten wollten, und dann das Jahr hindurch Gott gar nicht mehr zu danken brauchten; sondern der heutige Tag ist für uns nur eine öffentliche Aufforderung und feyerliche Erinnerung von der Kirche, an alle das Gute, das wir im vergangenen Jahre von Gott genossen haben, und an die große Pflicht, ihn den allmächtigen Geber, unsern Vater, unsern Wohlthäter mit Danke zu nennen und zu preisen. Wenn ihr also heute Gott euren Dank bezeiget: so dürfet ihr nicht meinen, als wenn ihr nun Gott mit einem Mahle durch eure Danksagung gleichsam zufrieden gestellet hättet, und man euch nun keinen Vorwurf der Undankbarkeit machen könne. Ihr müsset vielmehr auch noch nach der Feyer des heutigen Tages fortfahren, täglich Gott zu danken, nach der Anweisung Pauli, die er seinen lieben Christen, den Philippern, gibt. **Bekümmert euch nicht, spricht er, sondern in allen euren Gebethen und Flehungen, die mit Danksagung verbunden sind, traget Gott euer Begehren vor.** Bitten und Danken will also der Apostel beysammen haben. Die Christen sollen nie vergessen, wenn sie Gott um eine neue Wohlthat zu bitten haben, ihm zugleich für die

alte zu danken. Wie merkwürdig ist diese Lehre Pauli für uns an diesem Tage und in unsern Zeiten, wo wir Gott um so vieles bitten, und zugleich für so vieles zu danken haben. Denn, betrachten wir die Vergangenheit und die Gegenwart: so haben wir große Ursache, Gott innigst zu danken; I. Theil. Sehen wir aber auf die Zukunft: so haben wir eben so große Ursache, Gott um seinen mächtigen Schutz und Beystand zu bitten; II. Theil.

I. Betrachten wir die Vergangenheit und die Gegenwart: so haben wir alle große Ursache, Gott zu danken. Wenn wir glauben dürften, l. Z.! daß Gott partheyisch, und gegen ein Volk der Erde gütiger gesinnt wäre, als gegen das andere, wie ehemahls die Juden thörichter Weise glaubten, wenn sie bisweilen glücklicher waren, als andere Völker: so könnten wir leicht in die Versuchung kommen, uns für das auserwählte Volk Gottes zu halten. So glücklich und so gesegnet sind wir gegen andere Völker unseres Deutschen Vaterlandes sowohl, als des Auslandes. Aber nein! Ihr seyd besser von Gott unterrichtet, als daß ihr wähnen solltet, Gott mache unter einzelnen Menschen oder ganzen Völkern einen Unterschied. Gott ist nicht partheyisch, sagt der heilige Jakobus, daß er einen Menschen dem andern vorziehe. So zieht er also aus bloßer Willkür, kein Volk dem andern vor; denn er ist Vater aller Menschen, und die Bewohner der äußersten Erdtheile sind

ja auch Menschen. Wenn aber nun ein Volk besser daran ist, als das andere: so ist Gott ja doch gütiger gegen dieses, als gegen jenes Volk. Nein, l. Z.! das folgt noch nicht. Wenn ein Vater sein Kind gelinde, und der andere das seinige streng hält: so können beyde doch gleich gute Väter seyn; aber da folgt gewiß daraus, daß für denjenigen die Sünde der Undankbarkeit weit größer sey, der mehr Gutes empfangen hat, als für denjenigen, der weniger empfing.

So wäre denn nun auch unser Undank gegen Gott viel abscheulicher, als der Undank jener, die zeither mit Noth und Drangsalen zu kämpfen hatten; obgleich auch derjenige, über den sich alles Unglück zusammengehäuft hat, immer undankbar wäre, wenn er bey seiner Noth Gott nicht mehr als seinen Vater und Wohlthäter preisen wollte. Unser Undank gegen Gott wäre aber ganz unverzeihlich. L. Z.! man fühlet sein Glück nie lebhafter, als wenn man andere im Unglücke sieht, zumahl wenn man ehedem selbst davon betroffen war. So wie man den Werth der Gesundheit nie wichtiger schätzt, als wenn man so eben vom Krankenlager aufgestanden ist: so empfindet man auch nie besser, wie wohl es einem gehet, als wenn es uns eine Zeit lang übel erging, oder wenn man es noch wie vor Augen sieht, wie übel es andern gehet. Dieses Jahr, für dessen Segnungen und Wohlthaten wir heute unser feyerliches Dankgebeth zu Gott schicken, war das nicht für alle unsere Landsleu-

te, war es auch nicht für die vom Auslande, was es für euch größtentheils war? Es war für gar viele, und ist es noch, ein trauriges, hartes Jahr. Jeder Tag desselben war für so viele ein Tag des Schreckens, der Noth, und fast der Verzweiflung. Unsere nächsten Landsleute gegen Abend, fühlten alle Plagen des Krieges tausendfach. Die Habsucht der Feinde, und das fürchterliche Kriegsfeuer, raubte und verzehrte, was jedem lieb und theuer war; Habe und Gut, Haus und Geräthe mit allem Lebensvorrathe. Wie manche Ältern büßten ihre Kinder, und wie manche Kinder ihre Ältern ein. Denn der Tod zeigte sich im Felde und in den Dörfern, in den Ringmauern der Städte, und da wieder beynahe in allen Gassen in den fürchterlichsten Gestalten. Die Menschen fielen auf Deutschem Boden, nicht weit von uns, wie reifes und unreifes Obst von den Bäumen, wenn sie der Sturmwind im Herbste ergreift. Verwüstung war gleichsam in jenen Gegenden einheimisch geworden. Die schönsten Weinreben wurden wie dürres Reisig verbrannt, und ganze Hügel, wo es sonst die reichste Weinlese gab, stehen nun da, wie Arabische Wüsten, nackt und öde. Wo noch im vorigen Jahre ein frohes Dorf stand, da sieht man nun Aschenhaufen und Menschengerippe. Entweder wandern, und seinem lieben Hause Lebwohl sagen, oder mit allem, was man hatte, zu Grunde gehen, war das Loos so vieler Unglücklichen. Ihr aber, l. Z.! waret bloß Zuschauer von dem tausendfachen Elende, das unsern Deutschen Boden gegen Abend

traf; ihr konntet ruhig euren Feldbau, eure Geschäfte abwarten, das fürchterliche Donnern von tausend feuerspeyenden Kanonen, that nicht einmahl euern Ohren wehe. Ihr konntet nach gethaner Arbeit ruhig schlafen, und am frühen Morgen wieder heiter und getrost an eure Arbeit gehen. Da sahet ihr euer Feld nicht mit Blute befleckt; sondern ihr sahet mit Lust, wie der fruchtbare Thau des Himmels eure Wiesen und Äcker benetzte, und wie die Früchte des Feldes mit jedem Tage zur Ernte heranwuchsen. Hier lehnte sich der Weitzen schwer an einander, und dort breitete sich die nachwachsende Sommersaat aus. Was sahen eure Landsleute gegen Abend auf ihren Feldern? Keine fruchtbare Korn- oder Weitzen- oder Sommersaat, sondern unübersehbare Glieder von bewaffneten Menschen, unter deren Füßen alles darnieder lag. Dort stampften Tausende von Pferden das lockere Land wie eine Tenne zusammen, und dort sah man den Dampf aus unzählbaren Feuerschlünden, die die Erde erschütterten, und den Himmel beym hellen Mittage in den dichtesten Nebel einhüllten. Welch eine fürchterliche Ansicht ist doch diese gegen unser schönes Land, das nur Regen und Sonnenschein sah, und euren Jahresfleiß nun so reichlich belohnt hat! Denn die meisten von euch haben keine Noth; viele haben sogar Überfluß, werden reich, und andere haben doch wenigstens ihre Nothdurft. Derer, die in dieser Gegend mit der Noth ringen, sind nur sehr wenige, und selbst diese haben doch den Trost, daß sie unter Leuten

wohnen, die Überfluß haben, und also doch etwas mittheilen können. Denn der Arme unter Reichen ist doch immer besser daran, als der Arme unter Armen. — Ich habe euch so eben gezeigt, wie viel glücklicher ihr seyd, als eure Deutschen Brüder, die gegen Abend etwas weiter von uns wohnen. Aber ihr seyd nicht nur glücklicher als diese, sondern auch weit besser daran, als viele in unserm Lande, die uns ganz in der Nähe sind. Wie dringend ist nicht die Noth des Weinbauers, wenigstens der meisten! Und nun, l. Z.! wolltet ihr es nicht erkennen, wie gesegnet ihr seyd vor so vielen, in der Nähe und Ferne? Wolltet ihr nicht heute und allezeit mit gerührtem Herzen und mit kindlichem Danke zu Gott aufrufen: Wahrlich, unser Gott ist gut gegen uns, wir können es ihm nie genug verdanken. Wir haben so wenig seinen Segen verdienet, als andere; denn wir sind Sünder, wie andere, sind um nichts besser und frömmer; und doch zeigte er sich heuer als der gütigste Vater gegen uns! Gott im Himmel! deine Güte ist größer als unsere Unwürdigkeit. Das wären etwa die Empfindungen des rechtschaffenen Christen, der sein Glück zu schätzen weiß, Undank für etwas schimpfliches hält, und es mit ganzem Herzen glaubt, daß wir alles, was wir sind, nicht durch uns selbst, sondern durch Gott sind, der die Welt im Großen wie im Kleinen erhält und regiert. So viel Ursache wir nun haben, Gott für das Vergangene und für das Gegenwärtige innigst zu danken, eben so viel Ursache haben wir, Gott

recht

recht eifrig zu bitten, daß er uns auch in der Zukunft eben so gnädig bewahren wolle.

II. Es ist wahr, l. Z! wenn wir auf das Vergangene und das Gegenwärtige sehen: so müssen wir es uns selbsten gestehen: wir waren und sind glückliche Leute. Allein, es ist noch nicht aller Tage Nacht. Es stehet uns wieder ein anderes Jahr bevor; und wer weiß, was dieses mitbringen wird! Wenn man im Sommer des schönsten Wetters und des heitersten Himmels genossen hat: so bricht am Abende doch oft mit einem Mahle, unvermuthet ein schwarzer Sturm von der Abend- oder Mittagsseite hervor; und vernichtet alle unsere Hoffnungen, verwüstet Land und Leute. L. Z.! Unsere jetzigen Zeiten lassen eben nicht viel Gutes hoffen. Die Geschichte unserer Zeit ist so verwickelt, wir leben in zu bedenklichen Zeitumständen, daß wir für die Zukunft eher Böses, als Gutes vermuthen können. Ein mächtiges, zahlreiches Volk, viele Millionen stark, stehet an der Gränze unseres Deutschen Vaterlandes, und sieht unsere Fürsten, und folglich auch uns, die wir diesen Fürsten unterthan sind, als seine ärgsten Feinde an. Dieses Volk brennt vor Rachbegierde, und sengt und brennt, wo es hinkömmt. Dazu kömmt noch, daß dieses Volk, nur wenige ausgenommen, wie in der Verzweiflung, den Entschluß gefaßt hat, entweder ganz zu Grunde zu gehen, oder seine Feinde zu zernichten. — Der Mangel und Hunger, der zum Theil schon unter ihm herrscht, kann dasselbe vollends aufs

äußerste treiben. Wer kann nun voraussehen, daß dieses zahlreiche Volk gerade wie ein Heer Zugvögel oder Raubthiere, die, wenn es in einer Gegend nichts mehr aufzuzehren gibt, in eine andere hinüberziehen, eben so auch, wenn es in seinem Lande ausgehungert ist, nicht mit Gewalt zu uns durchbrechen werde, um Nahrung zu finden? Diese Furcht ist keine leere Ängstlichkeit; ich habe euch gesagt, worauf sie sich gründet.

Eine andere nicht ungegründete Besorgniß ist diese: daß vielleicht noch mancher unserer Landsleute gegen den mächtigen Feind an die Gränze unseres Vaterlandes werde ausziehen müssen! Und wer, l. Z.! gibt gern sein Leben hin? Wer verläßt gern sein Vaterland, um seinen Geist in fremden Ländern aufzugeben? Welcher Bauernsohn verläßt gern sein Dorf und seine Heimath? Und doch — dieses Loos kann jeden unter euch, ihr Söhne und Jünglinge, treffen! Wenn ihr deßwegen unbesorgt seyd: so schwebet die Gefahr über euerm Kopfe, ohne es gewahr zu werden; oder ihr wisset nicht, wie die Sachen auf dem großen Schauplatze der Welt stehen. Zudem ist der gegenwärtige Krieg von der Art, daß man unmöglich ein Ende vorherbestimmen oder absehen kann, wo die Sache am Ende hinaus wolle; denn die Verbitterung ist auf allen Seiten gleich groß, jeder Theil will durchsetzen, was er angefangen hat, und nicht eher ablassen, als bis Gut und Blut aufs Spiel gesetzt sind. — Und was sind endlich die Folgen des Krieges? Theu-

rung, Hunger und Krankheiten jeder Art. Wie sehr ist zu befürchten, daß diese Übel auch dieß Mahl bey längerer Dauer des Krieges sich einstellen möchten! Gott behüthe nur, daß nicht auch Mißjahre unsere Länder zugleich treffen! Denn sonst wären diese Übel unvermeidlich. Sehet also, so viel Ursache wir seither hatten, zufrieden zu seyn mit unserm Loose, so viel Böses haben wir von der Zukunft zu befürchten! Darum verbindet heute und allezeit nach der Lehre Pauli **Danken und Bitten.** Danket Gott für das Vergangene und Gegenwärtige. Ihr könnet aber eure Dankbarkeit gegen Gott auf keine Weise besser an den Tag legen, als wenn ihr von eurem Überflusse denen mittheilt, die Noth leiden; wenn ihr dem armen Manne, der die für ihn jetzt große Summe nicht aufbringen kann, um sich ein Malter Korn zu kaufen, dasselbe um einen leidlichen Preis überlasset und borget. Euer Gewinn wird denn doch noch immer groß genug seyn. — Und dann werdet nicht kleinmüthig; ängstiget euch nicht, sondern traget euer Bitte Gott vor, daß er doch auch in der Zukunft über uns wachen, und durch seine unendliche Güte uns vor jedem Übel bewahren möge! Amen.

Auf das Fest eines Kirchenpatrons.

Ein unansehnliches, schlechtes Gotteshaus kann unsern Kaltsinn gegen die Religion nicht rechtfertigen und entschuldigen.

Text.

Wie ich in dem öden, unwegsamen und trockenen Lande nach Wasser dürstete: so verlangt meine Seele nach deinem Tempel, um deine Majestät und Herrlichkeit zu bewundern. Ps. LXII.

Der Verfasser dieses Liedes, wahrscheinlich David selbst, legt in demselben sein Verlangen, bald wieder in dem Tempel Gottes zu Jerusalem erscheinen zu können, auf eine rührende Weise an den Tag. Der gute und fromme König hatte vieles von seinen Feinden, und nahmentlich von seinem ungerathenen Sohne Absalon, auszustehen. Mehrmahls mußte er aus seiner Hauptstadt flüchten, und Einöden durchwandern, wo es ihm an Speise und Trank fehlte. Als er dieses heilige Lied verfertigte, hatte er sich in die Wüste von Judäa geflüchtet; und da bethete er ganz gerührt zu Gott: Gott, mein Gott! vor Tages Anbruch erwache ich schon zu dir; mein Leib schmachtet nach Erquickung; in diesem öden, unwegsamen und trockenen Lan-

de, fehlet es mir an Brot und Wasser! Eben so sehnet sich mein Geist nach deinem Heiligthume, um deine Herrlichkeit und Majestät zu betrachten. So viel als David am Körper litt, da er mit Hunger und Durst zu kämpfen hatte: so wehe that es ihm, daß er nicht in den Tempel gehen konnte, um, wie er sagt, sich allda der Majestät und Herrlichkeit Gottes zu erfreuen. Den Juden war nähmlich der herrliche Tempel zu Jerusalem, der Sitz der Größe und Majestät Gottes. Da, dünkt es ihnen, wohne eigentlich Gott, und wolle den Menschen seine Majestät und Herrlichkeit offenbaren. Darum hingen die Juden auch so mit ganzer Seele an ihren Tempel zu Jerusalem, daß sie für denselben ihr Leben und Vermögen ließen.

Wir Christen wissen, daß Gott überall wohnet, und daß er nicht in Wohnungen eingeschlossen werden kann, die mit Menschen Händen gemacht sind Aber der Tempel ist doch auch für uns der eigentliche Ort, wo wir zur gemeinschaftlichen, feyerlichen Anbethung Gottes zusammen kommen. Hier fühlen wir uns auch am besten zur Andacht aufgelegt; hier fühlen wir uns mehr als irgendwo, zur Dankbarkeit, zur Liebe und zum Vertrauen gegen Gott, aufgemuntert. Der Tempel oder die Kirche ist also für uns ein heiliger, ein wichtiger Ort; denn heilig und groß ist seine Bestimmung. — Ist es nun nicht auch geziemend, und in mancher Rücksicht nützlich für uns, wenn dieser Ort eine gewisse schöne, äußerliche

Einreichung hat, wenn das Gebäude gut in die Augen fällt, wenn man es beym Eintritte in dasselbe schon fühlt, daß man in einem Hause ist, das zu etwas Großen, Erhabnen und Edlen bestimmt ist? O, gewiß! Und hieran l. Z.! fehlt es eurer Gemeinde gar sehr; denn eure Kirche, euer Tempel, ist baufällig, elend, und gewährt einen sehr widrigen Anblick. Es gehet euch also etwas ab, was sonst die Andacht und den Eifer zu allem Guten vorzüglich belebt; das zeige ich euch im I. Theile. Euer Eifer, eure Gottseligkeit, dürfen aber deßwegen doch nicht geringer seyn, als bey andern Gemeinden, wenn ihr nicht die Achtung aller Vernünftigen verlieren wollt; oder dieses schlechte Gebäude gibt euch kein Recht, kaltsinnige, gottesvergessene und unwürdige Christen zu seyn; im II. Theile.

I. Theil. Es war eine altchristliche Sitte, daß man bey Errichtung neuer Gotteshäuser einen Heiligen, den man noch im schätzbaren Andenken hatte, zum Patron über die neue Kirche einsetzte. Nicht als wollte man einem Heiligen einen Tempel bauen, denn das gehört nur Gott; und dann wären wir Heiden, die ihren Götzen auch Tempel erbauet haben; sondern man gab der neuen Kirchen nur den Nahmen von diesem oder jenem Heiligen, und sagte z. B. die Kirche zu St. Peter und Paul, die Kirche zu St Lorenzen, die Kirche zu St Veit. Dadurch unterschied man eine Kirche von der an-

dern, und erinnerte sich, wenn man die Kirche nannte, zugleich an den Heiligen, von dem sie den Nahmen hatte. Mehr hat diese alte Sitte nicht auf sich. Übrigens ist jede große und kleine Kirche, bloß dem ewigen Gott geweihet, zu dessen feyerlichen Anbethung man da zusammen kömmt. Als z. B. unsere Kirche gebauet und eingeweihet wurde, dachte man an den heiligen Albanus, einen Märtyrer aus dem ersten Jahrhunderte des Christenthums, und gab ihr den Nahmen von ihm: so wie wir gewöhnlich unsere Nahmen von gewissen Heiligen haben. Eure Voraltern hatten also die fromme Absicht, den heiligen Albanus im christlichen Andenken zu behalten. Es sollte dieß eine Ehre für ihn seyn, weil er so viel Liebe zum Christenthume hatte, daß er sein Leben für dasselbe ließ; denn das that er. Unter den Kaisern Maximin und Diokletian, traf auch ihn die allgemeine Christenverfolgung. Den heidnischen Götzenbildern wollte er nicht opfern, weil er sie nur für leblose Bilder hielt, und er kannte doch nur einen einzigen Gott, den Herrn Himmels und der Erde. Dadurch war der Tod für ihn unvermeidlich, und sein Blut floß zur Ehre des Christenthums, floß aus Liebe zu Jesu, dem Stifter desselben. Und dessen Andenken freuen wir uns heute, nennen ihn mit Ehre und Ruhm einen standhaften Bekenner unseres Glaubens. Aber dabey denken wir auch an unsere Kirche, weil sie von ihm den Nahmen hat. Und sehet, so kömmt es, daß ich euch heute meine Bemerkungen über den Zustand die-

ses Gotteshauses mittheile, die es wohl verdienen von euch beherziget zu werden.

Ich sagte, diese eure Kirche sey elend, und gewähre einen widrigen Anblick. Das fühlt ihr alle mit mir. Ich sagte aber noch dazu, es fehle euch deßhalb etwas, was uns sonst recht sehr zur Andacht und zur Gottseligkeit ermuntert, dieß werdet ihr auch selbst leicht begreifen, wenn ihr nur bedenket, was ich jetzt sage. Da wir sinnliche Menschen sind, die Augen und Ohren haben: so wirkt das Äußere gewaltig auf uns. Wenn man in eine schöne, helle Kirche tritt: so ists einem ganz anders zu Muthe, als wenn man in eine schmutzige Hütte kömmt. In einer saubern Wohnstube ist man ja schon viel lieber, als in einem dumpfen Gewölbe. Was fühltet ihr, ich frage euch selbst, wenn ihr je in einen herrlichen Tempel tratet? Schon der bloße Anblick erfüllte euch mit einer heiligen Ehrfurcht; es war euch, als wenn ihr die Gegenwart Gottes mit Auge und Ohr fühltet. War es euch nicht wie dem Moses, als er von ferne auf dem Berge den brennenden Dornbusch sah, und die Stimme Gottes aus diesem Busche hörte. Ja wahrlich, dieser Ort ist herrlich und groß; so hättet ihr vielleicht ausrufen mögen. Der schöne Umfang einer hellen Kirche, das schwebende Gewölbe, die saubern Wände, die vortrefflichen Gemählde und die Bildnisse der seligen Verehrer Gottes; alles dieses weckte in eurem Herzen fromme und heilige Empfindungen auf. Eure Augen waren

unverwandt auf den einfachen und doch prächtigen Altar gerichtet, auf dem das große Opfer unseres neuen Bundes, das Abendmahl Jesu unter euren Augen entweder wirklich erneuert, oder zu euerer Verehrung ausgesetzt war. Und wenn sich dann der ernste und feyerliche Gesang der andächtigen Gemeinde erhob, und die majestätische Orgel begleitete den Gesang eben so feyerlich und rührend; saget, drang das nicht tief zu eurem Herzen, war eure Seele nicht mit heiliger Freude erfüllt, und euer Mund voll des Lobes Gottes? O ja, ganz gewiß; wenn ihr nur nicht ohne alle Empfindung seyd. Eine feyerliche, wohlgesetzte Musik in einem fürstlichen Saale, hat lange nicht so viel Anmuthiges und Herzerhebendes, als die Gottesverehrung in einem schönen Tempel hat, wo alles groß, ehrfurchterweckend und herzerhebend ist: so daß der gemeinste Christ, wenn er auch noch so roh ist, nicht ungerührt dabey bleiben kann.

Aber ihr, l. Z.! habt freylich das Glück nicht, ein so wohl eingerichtetes Gotteshaus zu haben. In dieser Kirche hat der Gottesdienst bey weitem nicht so viel Reitz, so viel Rührung, so viel Wirksamkeit auf eure Sinne und Herz, als er in einem schönern Bethhause hat; denn dieses Gebäude ist durch das Alterthum widrig, und fast ekelhaft geworden. Da es zu enge ist: so hat der Gesang keinen feyerlichen Nachhall, und kann ihn so wenig haben, wie ein dumpfes Gewölbe. Und es fehlt vollends die

Orgel, durch welche vortreffliche Erfindung man dem öffentlichen Gottesdienste Leben und Kraft zu geben gewußt hat. Euer Gesang blieb also hülflos, ein einfaches Getöne eurer Lippen. Da hat der Altar keine Würde, keinen Glanz, alles ist widrig anzusehen. Elende Figuren, widrige Bilder und schwarze Wände, alles ist ekelhaft für Aug und Ohr: ihr preßt oft einander den Schweis aus, durch euer Zusammendrängen, weil es euch auch an Platz fehlet. Müde von Sitzen oder Stehen, gehet ihr dann aus der Kirche nach Hause; und selbst diese Kanzel, von der ich euch das Wort Gottes vortrage, ist sie dieser großen Bestimmung würdig? Wo ist der Platz, wo man die heiligen Gefäße aufbewahrt? Ihr sehet also, l. Z.! euer Gotteshaus ist nicht so beschaffen, daß es euch zur Andacht erwecken könnte; ja ich glaube sogar, manchen von euch macht es kaltsinnig, gefühllos, gegen unsere heilige Religion. L. Z.! ihr habt wirklich Ursach, ich sollte fast sagen andere Gemeinden in eurer Nachbarschaft zu beneiden, um ihres Glücks willen, ein schönes wohleingerichtetes Bethhaus zu haben. Ihr Landleute freuet euch besonders gemeiniglich gar sehr auf den Sonntag, freylich auch der Ruhe wegen, und diese ist euch zu gönnen, aber auch zum Theil deßwegen, weil ihr da die Freude habt, wieder einmahl in dem Hause Gottes zu erscheinen, mit der ganzen Gemeinde Gott zu preisen und danken zu können, für alles Gute, und auch wieder etwas Gutes und Tröstliches

aus dem Evangelio Jesu hören zu können. Aber diese Freude kann bey euch nicht so groß seyn, weil dieß Bethhaus nichts an sich hat, das euch zur Andacht ermuntern könnte. Andere Gemeinden haben zwar das Glück, ein schönes Bethhaus zu haben, aber es nützt ihnen wenig, weil sie an Sonn- und Feyertagen, wegen Mangel eines Geistlichen, doch auswandern müssen. Ihr hingegen habt das Glück, den größten Theil des Jahres Gottesdienst in eurer Kirche zu haben, und es fehlt euch nur ein schönes und besser eingerichtetes Bethhaus. Fast wäre es besser, ihr hättet den Gottesdienst nicht so oft bey euch: so fühltet ihr doch nicht, wie elend und übel eingerichtet euer Gotteshaus ist. Aber da es gegenwärtig noch so ist, und wir keine Macht und Mittel haben, ein schöneres herzustellen: so habt ihr deßwegen noch kein Recht, kaltsinnige, gottesvergessene und unwürdige Christen zu seyn.

II. Theil. Unsere heilige Religion bleibt einmahl so ehrwürdig und nützlich, wie das andere Mahl; das Haus, in welchem man derselben öffentlich und feyerlich pflegt, mag beschaffen seyn wie es will. Einmahl ist es nothwendig zu unserm zeitlichen und ewigen Heile, daß wir Gott vor Augen haben, ihn lieben und verehren, und nach seinem Willen leben. Es ist nun einmahl Nothwendigkeit für uns, daß wir uns an Jesu Wort und Lehre halten, und die von ihm vorgeschriebenen Mittel des Heils, treulich und eifrig anwenden. Überhaupt, daß wir

fromme und gute Menschen nach Jesu Sinn und Beyspiele werden, wenn wir unser ewiges Heil nicht verfehlen wollen. Die Anweisung dazu, wie man das anzufangen habe, erhält man in der Kirche; die meisten heiligen Sakramente empfängt man in der Kirche. Zur treuen und wahren Anbethung Gottes und seines Sohnes, wird man in der Kirche aufgemuntert; kurz, die ganze Frömmigkeit und Rechtschaffenheit des Christen, die nothwendig ist zum ewigen Leben, hat eine große Stütze an dem öffentlichen Gottesdienste. Will man denn nun deßwegen nicht selig werden, weil man ein schlechtes Bethhaus hat? O, gewiß, ihr wünscht alle den Weg des ewigen Lebens zu gehen! Glaubt ihr nun deßwegen weniger fromm und rechtschaffen seyn zu müssen, um in den Himmel zu kommen, weil ihr eine schlechte Kirche habt? Glaubet ihr denn, Gott fordere deßwegen weniger von euch? o, da wäret ihr sehr thöricht, wenn ihr euch des überreden könntet: **Fürchte und liebe Gott, und halte redlich seine Gebothe.** Das bleibt für uns allezeit ewige Pflicht, und die einzige Bedingung für den Menschen, wenn er Erbe des Himmels seyn will. Euer Bethhaus mag also noch so schlecht seyn: so müsset ihr euch dennoch, wenn ihr hier seyd, als wahre Verehrer Gottes betragen, müsset euch die guten Lehren daselbst zu Nutze machen. Und dann bleibt ja doch dieses Bethhaus, wenn es übrigens auch noch so schlecht aussieht, doch immer ein ehrwürdiger Ort. Denn in dieser Kirche, wenn sie auch

schlecht ist, werden doch die nähmlichen Sakramente eben so ausgetheilt, wie in andern schönen Kirchen. Der nähmliche Gott wird hier zur Anbethung dargestellt, wie in andern. Das nähmliche Evangelium wird hier geprediget, wie in der Hauptkirche zu Rom. Die nähmliche heilige Handlung der heiligen Messe wird hier unternommen, wie in der schönsten Domkirche. Es bleibt also immer eine sträfliche und leichtsinnige Handlung, wenn man in diesem Hause deßwegen, weil es schlecht ist, ungesittet seyn zu dürfen glaubt; wenn man glaubt, es habe nichts auf sich, da sich zu balgen und einander zu necken, und ärgerliche Störung zu verursachen, weil die Kirche eng und klein ist. Es ist einmahl so unanständig, wie das andere Mahl, die Kirche mag schön oder schlecht seyn, wenn man sich Frevel oder Muthwillen, oder allerley Neckereyen oder Leichtfertigkeit gegen einander zu Schulden kommen läßt. Überhaupt wäret ihr in einem sehr schädlichen Irrthume, wenn ihr glaubtet, Andacht, ernster, frommer Sinn, treue und herzliche Verehrung Gottes, könne und müsse eure Sache hier nicht seyn, weil ihr ein schlechtes Gotteshaus habt. Die ersten Christen hatten gar keine Kirchen, sie kamen in unterirdischen, dumpfigen, ungesunden Höhlen und in dicken Wäldern und elenden Hainen zusammen, und doch übertrafen sie euch weit an frommen und guten Gesinnungen gegen Gott und gegen einander. Da ihr einmahl noch ein schlechtes Bethhaus habt; so seyd ihr freylich zu bedauern, aber noch mehr

wäret ihr zu bedauern, wenn ihr bey eurer schlechten Kirche, auch überdieß noch schlechte Christen wäret. Bey einem schlechten Gotteshaus könnet ihr doch in den Himmel kommen; aber als schlechte Christen könnt ihr es nicht. Und so viel ein schönes Bethhaus auch zu einem christlichen Sinne ermuntert: so ist doch beydes nicht nothwendig mit einander verbunden.

Am Feste der heiligen Ottilia.

Was wahre christliche Lebensweisheit sey, oder von dem Wege zur wahren Glückseligkeit.

Text.

Wie enge ist die Pforte, und wie schmal der Weg, der zum Leben führt; und nur einige sind es, die diesen Weg einschlagen. Matth. VII. 14.

In diesem ernstern Ausrufe des Heilandes, liegt die Beobachtung zum Grunde, die wir auch heut zu Tage nachahmen können, daß es unter uns immer nur wenige gibt, die den richtigen Weg zu ihrer wahren Glückseligkeit einschlagen. Der Thoren, sagt die heil. Schrift anderswo, sind unendlich viele; und die Anzahl der Weisen ist nur sehr gering. Dieß mag denn wohl auch mit daher kommen, weil viele nicht recht eigent-

lich und bestimmt wissen, worin denn eigentlich die wahre Glückseligkeit bestehe; viele, die rechten Mittel, dahin zu gelangen, nicht kennen; und viele auch in der Anwendung der rechten Mittel wieder ausschweifen. So hat man z. B. keine richtigen Begriffe von wahrer Glückseligkeit, wenn man dieselbe entweder ganz nur auf dieses Leben einschränkt, oder wieder, wenn man sie ganz von diesem Leben ausschließt, und dieselbe nur in der entfernten Zukunft, oder in den höheren Gegenden der Geisterwelt, suchet. Wahre Glückseligkeit findet sich überall; findet sich auch hier schon auf dieser Erde. Sie ist eigentlich auf keinen bestimmten Ort, auf keine bestimmte Zeit, eingeschränkt. Wahre Glückseligkeit fängt sich hienieden schon an, sobald wir weise und verständig genug sind, dieselbe zu suchen und zu finden. Im Gegentheil, wer es nicht versteht, hier schon wahrhaft froh und glücklich zu werden, der setzt sich gewissermaßen außer Stand, es in der Zukunft zu werden. Unsere gegenwärtige, wahre Glückseligkeit ist also eigentlich der Weg, oder der Übergang zur künftigen Glückseligkeit, und diese ist eigentlich nur Fortsetzung und Erhöhung, Vervollkommnung unserer gegenwärtigen Glückseligkeit. Dieß darf euch auch nicht sonderbar vorkommen, m. L.! denn wodurch anders bahnen wir uns den Weg zur künftigen Glückseligkeit, als durch einen rechtschaffenen, schuldlosen und sittlichen Wandel auf dieser Erde? Tugend und Glückseligkeit aber sind so genau mit einander verbunden, daß eines ohne das

andere nicht seyn kann. Wenn also hier schon Tugend möglich ist, wenigstens in einem gewissen Grade: so ist nothwendiger Weise für uns auch hier schon wahre Glückseligkeit, die aus der Tugend entspringt, und sich über das ganze Leben des Menschen, sein jetziges sowohl, als sein zukünftiges, verbreitet, spricht der Heiland, wenn er sagt: Der Weg zum Leben oder der wahren Glückseligkeit sey schmal, und nur wenige seyn es, die diesen Weg nicht verfehlten. Der Heiland wollte uns nicht ganz wie Kinder behandeln, die man auf glänzende und schöne Sachen in der Ferne hinweiset, um sie einstweilen nach unsern Einsichten zu lenken. Er war Lehrer für die Welt, und Wohlthäter der Menschheit für jeden Zeitpunct ihres Daseyns. Hier schon, wollte er uns lehren, weise und gut, und folglich froh und glücklich zu seyn; aber auch, es dereinst noch mehr zu werden, je weiter wir es hier in dieser einzigen Lebensweisheit und Tugend würden gebracht haben. Aber freylich gibt es nur wenige Menschen, die es verstehen, weise und glücklich zu werden; denn viele suchen das wahre Glück nicht da, wo es zu suchen ist, nähmlich in einem schuldlosen Herzen und Wandel. Viele sind zwar redlich genug, ihr wahres Glück darin zu suchen, allein sie verfehlen den rechten Weg, verwenden sich nicht so für Tugend, wie sie sollten; wählen Mittel und Wege, die nicht eigentlich zur Tugend führen; halten manches, zwar gut gemeint, aber doch irrig, für Tugend, was es nicht ist,

ja nicht einmahl Tugend befördern kann. Und hier befinden sich besonders zwey Abwege, auf denen die Menschen von je her schon, und besonders seit dem Flore des Christenthums, von einander abgegangen sind. Viele waren nähmlich zu streng gegen sich selbst, und verwandelten die menschliche Tugend in eine Art von Selbstpeinigung. Dagegen aber ist der große Haufe zu gelind gegen sich, und sein ganzes Thun ist, sich seinen Neigungen und Lüsten zu überlassen.

Ich will euch also im I. Theile eine Vergleichung anstellen zwischen der ehemahligen Strenge, und der heutigen sinnlichen Lebensart. Da werdet ihr sehen, auf welcher Seite zu viel geschehen ist, und auf welcher zu wenig geschieht. Dabey wollen wir einen Mittelweg ausfindig machen, auf welchem wir, mit Vermeidung jener zwey Abwege, zu unsrer wahren Glückseligkeit fortschreiten sollen; oder, ich will euch im II. Theile zeigen, worin die wahre Lebensweisheit, die von der wahren Glückseligkeit unzertrennlich ist, bestehe.

Die Sache, von der ich rede, ist sehr wichtig, und es muß einem jeden unter uns sehr viel daran liegen, zu wissen, wie wir denn eigentlich unser Leben einzurichten haben, daß nicht auch auf uns passe, was der Heiland sagt: viele, sehr viele wandeln auf der breiten Straße zum Verderben, und nur wenige betreten den schmalen Weg zur wahren Glückseligkeit.

Erster Theil.

Das Christenthum war Anfangs, was es nach der Absicht seines göttlichen Stifters, auch seyn sollte, eine menschenbeglückende Lehre. Es sollte die Scheidewand zwischen Juden und Heiden, nach Paulus Ausdrucke, niederreißen, und die Menschen alle zusammen, wie in eine Familie, vereinigen, den frohen Genuß dieses Lebens zeigen, und die Aussicht auf eine noch bessere Zukunft eröffnen, und alle Menschen weise und sittlich gut machen. Dieß leistete es Anfangs auch wirklich an gar vielen Orten. Es stiftete Frieden in den Familien, machte die Herzen milder, und folglich den Menschen theilnehmender für einander. Die ersten Christen lebten froh und vergnügt zusammen. Der Überfluß des einen half dem Mangel des andern ab; denn es schuf freygebige Hände.

Aber wie bald veränderte sich diese freundliche Gestalt unserer göttlichen Religion! Wie bald zeigte sie sich als ein lichtscheues Gespenst, abgehärmt und abgezehrt von Selbstpeinigung, brütend über einsiedlerische Grillen, und öde Plätze und finstere Wüsten durchstreichend.

Um euch den Unterschied zwischen der ehemahligen Strenge und der jetzigen freyen und ungebundenen Lebensart, recht bemerkbar zu machen, könnte ich euch erstere an dem Bilde eines jeden unserer Heiligen, vom dritten Jahrhunderte an, bis auf das sechszehnte oder siebenzehnte herab, anschaulich machen. Ich will euch aber denselben

für heute nur allein in der heiligen Ottilia zeigen, weil wir eben heute ihr Andenken feyern. Dann will ich euch an dem Bilde des nächsten Alltagsmenschen die heutige sinnliche Lebensart gegenüber stellen.

Die Heiligen, deren Nahmen bey uns aufbewahrt sind, schienen es vorerst vergessen zu haben, daß sie Menschen seyn. Viele von ihnen waren so streng gegen sich selbst, als heidnische Verfolger grausam gegen die Christen waren. Betrachtet z. B. aufmerksam die heilige Ottilia. War ihr Leben etwas anders als der Gedanke an Gott und himmlische Dinge, als Bethen, Fasten, Wachen und strenge Bußübungen jeder Art? Läßt sich ihre ganze Lebensgeschichte nicht in den wenigen Worten zusammen fassen: Sie lebte einsam und freudenlos, litt Hunger und Durst, wachte und bethete, vergaß ganz das Gegenwärtige über dem Zukünftigen, und freute sich des längst gehofften Endes ihres qualvollen Lebens. Diese heilige Strenge, liebe Andächtige! zeigte sich also bey ihr in einer fürchterlichen Gestalt. Ihr hieß Besorgung irdischer Geschäfte unnützer Tand, und Sorge für das Zeitliche, Verachtung des ewigen. Ihr seyd wohl selbst so vernünftig, einzusehen, daß dieß wirklich zu weit getrieben war.

Aber wie stehts mit dem Gegentheile unter uns? Wir vergessen das Ewige über dem Zeitlichen, und wissen sonst von keinen andern, als zeitlichen Sorgen, oft Jahre lang unbekümmert um das, was zukünftig ist. Unsere Kräfte sind oft

nur einzig unserm Gewerbe, Ackerbaue, der Beförderung unseres häuslichen Wohlstandes gewidmet; in unsern Augen gibt es gemeiniglich keinen andern Gewinn, als den für Küche und Vorrathsböden.

Die Strenge der Vorzeit läßt Menschen in Wäldern und Höhlen, fern von allem menschlichen Umgange, wohnen; sie macht menschenscheu und ungesellig. Wir leben zwar geselliger zusammen, aber diese Geselligkeit, wie oft artet sie nicht in wechselseitige Verfolgung, in feindliche Verschwörung gegen einander, in fürchterliche Zusammenrottungen, in Raub- und Mordsucht, und am häufigsten in unehrbare, schändliche und lichtscheue Zusammenkünfte aus. Die alte Strenge untersagte den Genuß der nöthigsten Nahrungsmittel; man glaubte aus Heiligkeit hungern und dursten zu müssen. So was ist nun freylich jetzt für uns aus vernünftigen Gründen nicht thunlich; aber schweifen wir nicht dafür auf der entgegen gesetzten Seite wieder aus? Ist unser Genuß nicht oft sehr unmäßig, so, daß wir in einem Tage, und dieß sehr oft, mit dem Verluste unserer Kräfte und Gesundheit, verschwenden, wovon wir und mehrere mit uns, einige Zeit froh leben könnten? Nach der alten Strenge glaubte man, Habe und Gut wegschenken, und um Christi willen ein müßiger Bettler werden zu müssen. In unsern Zeiten hält mancher jede Gabe für verloren, die er etwa als einen Beytrag in die Armenkasse liefern muß.

O Menschen, wie oft wir doch ausschweifen, und nie die goldene Mittelstraße halten können! Nach der alten Strenge glaubte man, es sey nicht fromm gedacht, für Gesundheit und Stärke seiner Glieder zu sorgen; heut zu Tage scheuet man wohl jede etwas härtere Anstrengung, wenn der bare Gewinn nicht sogleich in die Augen fällt, und man einen unbelohnten Dienst damit thun soll. Nach der alten Strenge vergaß man sich ganz über der Sorge für andere, man machte sich elend, um andere glücklich zu machen; man zog Lumpen an, um andere wohl kleiden zu können; man schenkte weg, was man hatte, um andere zu bereichern. Heut zu Tage leben die Meisten nur sich und ihrem eigenen Vortheil; jeder ist sich selbst sein Alles; um die übrige Menschheit, sie mag weinen oder frohlocken, kümmert man sich weiter nicht viel. Nach der alten Strenge war unaufhörlich Bethen und Buße thun, die höchste Vollkommenheit des Menschen. Heut zu Tage ist man gottesvergessen, und man ist an jedem Orte lieber, als in gottesdienstlichen Versammlungen. Nach der alten Strenge war der Tod das wünschenswertheste Gut, und den Tod fürchten hieß Sünde. Heut zu Tage trifft der Gedanke, sterben zu müssen, wie ein heftiger Schlag. So ungleich, meine Andächtige, sehen sich die Zeiten! Und auf so entgegengesetzte Abwege kommen die Menschen, die sich zur nähmlichen Christuslehre bekennen, zu verschiedenen Zeiten.

Wir wollen uns nun einen Mittelweg ausfindig machen, auf dem wir nach unserer wahren Glückseligkeit trachten wollen; denn, um wahrhaft glücklich zu werden, können wir es, nach unsern bessern Grundsätzen, weder ganz mit dem Alten, noch viel weniger aber mit der heutigen herrschenden Sinnesart halten. Diesen Mittelweg will ich euch nun noch kurz im zweyten Theile zeigen.

Zweyter Theil.

Noch manche unter uns, meine lieben Zuhörer! setzen Tugend und Rechtschaffenheit bloß in Bethen, Kirchenbesuchen, Fasten und dergleichen, und hierin denken noch manche, wie die Alten dachten, deren Thun ich im ersten Theile beschrieben habe, nur mit dem Unterschiede, daß sie ihnen in dem Eifer dieser Art nicht ganz gleich kommen. Da hört man oft von guten Leuten die irrige Sprache: **O man ist durch Geschäfte so sehr gehindert, zu bethen und Gutes zu thun.** Man fürchtet, nicht in den Himmel zu kommen, weil man den Rosenkranz nicht immer in den Händen haben, sich nicht immer segnen lassen kann, und oft auch an etwas anders denken muß, als an den Himmel. Solche Leute meinen es zwar gut im Grunde, aber sie sind doch nicht auf dem rechten Wege der zur wahren Glückseligkeit führt; sie ängstigen sich vergebens. Überhaupt habe ich die Bemerkung unter euch Bauersleuten schon öfters gemacht, daß ihr euch aus etwas gar oft ein Gewissen macht, was an

sich nicht so wichtig ist; und oft über etwas weg gehet, was ganz wesentlich zu euern Pflichten gehöret. So hält man es z. B. für recht sehr gefehlt, wenn man einmahl um die Mittagsstunde das gewöhnliche Gebeth nicht verrichtet, wenn man auf einem Fasttage nur das geringste genießt, was nach Fleisch riecht. Hilft man aber seinem nothleidenden Mitmenschen nicht, da man es doch könnte, oder trägt man Haß gegen einander, versündiget man sich an der Ehrbarkeit im Umgange, so ängstiget man sich lange nicht so sehr darüber. Darüber wird nun überhaupt unter euch noch sehr unrichtig gedacht. Aber sehet, darüber müsset ihr euch eines Bessern belehren lassen. Ihr müßt keine Kinder mehr seyn in eurer Religion, müßt das, was wesentlich für den Christen ist, wohl von dem unterscheiden, was zufällig ist; müsset eure Tugend, eure Religion, nicht in so kleinliche Sachen setzen. Merket es euch recht sehr: **Euer Ziel, eure ganze Bestimmung, ist einzig und allein, sittlich, gut und rechtschaffen zu werden.** Achtung, unbeschränkte Achtung gegen eure Pflichten, ein durchaus guter Wille, Rechtschaffenheit im Denken und Handeln, Liebe gegen euern Nächsten, Ordnung in allen euren Sachen, das sind die wichtigen Stücke, worauf alles ankommt. Dazu ist denn nun freylich auch nöthig, daß ihr eure Leidenschaften bezähmet, eure Lüste im Zaum haltet. Zwar könnt ihr das Gute auf Erden genießen, aber nur mit Klugheit, Mäßigung, und nach der Vorschrift eurer Vernunft und des

Christenthums Ihr dürfet nicht nur für das Zeitliche sorgen, sondern es ist sogar Pflicht für euch. Die Welt und alles verlassen wollen, keinem Menschen unter die Augen treten, sich selbst zu Tode peinigen, wäre unsinnige Schwärmerey. Einen guten Bauersmann denke ich mir ungefähr so: Er lernt in seiner Jugend viel Gutes, gewöhnt sich an Fleiß, Verträglichkeit und Liebe zu Gott und zu seinem Nächsten; dann wird er zu seiner Zeit ein braver Nachbar, läßt jedem das Seine, hilft, wo er kann, trägt Sorge für die Seinen, hält gute Ordnung und gute Zucht in seinem Hause, ist verträglich mit jedem, ist arbeitsam und dergleichen. Eine Bauersfrau wird, nachdem sie sich in der Jugend ebenfalls an Ehrbarkeit im Umgange, und in Gesinnungen der Gottesfurcht, an redliche Nächstenliebe, an Fleiß und Güte des Herzens, und Wohlwollen gegen jeden, gewöhnt hat, eine gute Erzieherinn ihrer Kinder, eine emsige Hauswirthinn, ein Weib von Liebe und Güte des Herzens gegen die Ihrigen, und freylich auch eine gottesfürchtige Christinn.

Sehet, liebe Anhörer! solche Leute nenne ich nach der Lehre des Christenthums, tugendhaft und gut gesinnt. Es ist also ein lächerlicher Irrthum, wenn man glaubt, nur durch Bethen, Fasten, Kirchebesuchen, durch einen mürrischen Sinn und durch leutscheues Zurückziehen in die Einsamkeit, durch Entfernung von der Welt, oder gar dadurch, wenn man sich das Leben recht sauer macht, selig und heilig zu werden.

Nun, meine l. Z! ihr kennet nun die zwey Abwege, auf denen die Menschen zeither von einander abgegangen sind. Ehemahls that man zu viel, trieb seine Strenge zu weit; heut zu Tage ist man zu gelind gegen sich selbst. Eure Tugend soll und darf also in der Zukunft nicht in Bethen allein, nicht in Fasten oder Züchtigung des Leibes, nicht in Seufzen und Wehklagen über dieses Erdenleben, nicht in Ungeselligkeit und einem einsamen Aufenthalte bestehen, sondern sie muß hauptsächlich in eurem täglichen Wandel sich zeigen. Seyd gute Hausväter, verträgliche Nachbarn, mitleidige Menschen, getreue Ehegatten, fleißige Hauswirthe; seyd rechtschaffene Kinder, zeigt Liebe und Gehorsam gegen eure Ältern, Ehrbarkeit sey das erste Geboth in eurem Umgange, und seyd alles das, was das wohl verstandene Christenthum von euch fordert, denn es fordert alles das und noch mehr, als ich euch jetzt sagen kann, von euch: so seyd ihr auf dem rechten Wege zu eurer wahren Glückseligkeit, und dann gehört ihr unter die Wenigen, die nach der Aussage des Heilandes die enge Pforte und den schmalen Weg zum Leben betreten. Amen.

Am Markustage.

In wie fern Ackerleute gegründete Hoffnung auf ein gesegnetes, fruchtbares Jahr haben.

Text.

Was soll ich hoffen? Herr, auf dich gehet meine Hoffnung. Ps. XXXVIII. 8.

Liebe Ackersleute! Euere Arbeiten, um wieder auf ein volles Jahr zureichende Nahrung und Unterhalt für Menschen und Vieh zu erhalten, sind nun bereits vollendet. Allein, da der weitere gute Erfolg nicht von euch allein, sondern auch von der gedeihlichen Witterung abhängt, die ein Werk, ein Verhängniß des allmächtigen Gottes im Himmel ist: so seyd ihr heute aus mehrern Dörfern hier in diesem Gotteshause versammelt, nicht anders, wie eine Familie eines Hauses, die rund um einen Tisch stehet und bethet: Aller Augen warten auf dich, o Herr, daß du uns gebest Speise zu seiner Zeit, daß du uns deine milde Hand aufthuest, und erfüllest alles, was da lebet, mit Segen! Ja, himmlischer Vater, benedeye, unsere vollbrachten Arbeiten! Bis jetzt hast du alles gesegnet; die Wintersaat zu unserer Freude beschützet. Bereitle — o guter Vater! unsere schönen Hoffnungen nicht durch Frost und andere schädliche Unge-

witter, damit wir noch im späten Herbste deiner väterlichen Güte uns freuen, und mit gerührtem Herzen dir danken mögen! Nicht wahr, Andächtige! das ist der Ausdruck eurer Empfindungen und Gesinnungen; das sind die frommen Wünsche eurer Herzen, die ihr dem Allvater heute darbringen wollet? Allein, werden diese eure frommen Wünsche auch in Erfüllung gehen? O, das Saatkorn ist von jetzt bis zu seiner Reife, bis zur Zeit, wo es unter die Sichel fällt, und in die Scheune gebracht werden kann, noch mancherley Gefahren ausgesetzt. Werden sie glücklich vorübergehen, diese Gefahren, die die Zeit drohend mit herbeyzieht? — Werdet ihr in der Hoffnung einernten, wie ihr ausgesäet habt? — Auf alle diese Fragen antwortet ihr mir: das wisse niemand, als allein Gott, der Regierer aller menschlichen Schicksale. Aber doch, setzet ihr hinzu, leben wir im Vertrauen auf Gott, in guter Hoffnung; das ist recht. Der Psalmist, der auch trübe Aussichten hatte, fragte sich selbst; was soll ich hoffen? Er schaute in sein Inneres, erinnerte sich der Führungen seines Gottes, und bethete dann: Herr, auf dich gehet meine Hoffnung. Allein, des Psalmisten Hoffnung war gegründet, denn er war ein frommer, tugendhafter Mann. In wie fern ist denn nun euere Hoffnung gegründet? Ihr sehet, alle Hoffnung muß von innerm Bewußtseyn herauskommen, sie kann ohne dieß nicht beseligend, nicht beruhigend seyn. Also noch einmahl: In wie fern habt ihr, bethende Ackerleute, gegründete Hoff-

nung auf ein gesegnetes, fruchtbares Jahr? Diese Frage ist einer reifen Erwägung werth. Sie war der Gegenstand meiner Betrachtung, ich theile sie euch in der Kürze mit; hört mich daher mit Aufmerksamkeit.

Hoffnung auf ein gesegnetes, fruchtbares Jahr, macht sich natürlich jeder Mensch gern, der nur immer durch ein solches zu gewinnen gedenkt. Allein es ist hier nicht die Rede, in wie fern man sich Hoffnung mache, sondern in wie fern man vollkommen Grund auf ein solches habe. Hat man es mit einem schwachen Menschen zu thun, so kann man immer nach seinen Gedanken sich Hoffnung machen, die Schwachheit desselben ist selbst der Grund. Allein da mans in Rücksicht eines fruchtbaren Jahres nicht mit einem schwachen Menschen, sondern mit einem allweisen, allgütigen, allgerechten Gott zu thun hat: so kann man allerdings nicht so geradehin sich Hoffnung machen. Um vor Gott Hoffnung zu haben, muß man in seinem zurückgelegten Leben, seinem vollbrachten Thun und Lassen, seinen gegenwärtig herrschenden Gesinnungen des Herzens einen festen Grund auffinden können, mit einem Worte: man muß auf Seiten seiner die Würdigkeit antreffen, ein gesegnetes Jahr zu empfangen. Worin besteht nun diese Würdigkeit? Ich finde sie in vier Eigenschaften. 1) Muß man seiner Seits alles gethan, und gar nichts vernachlässiget haben, um ein gutes Jahr zu erhalten. 2) Muß man von dem Segen voriger Jahre weisen Gebrauch gemacht haben. 3) Müssen

wir eines guten Jahres bedürftig, 4) durch ein frommes Leben auch würdig seyn. Lasset mich diese Verhältnisse etwas umständlicher aus einander setzen.

Erstens muß man seiner Seits alles gethan und gar nichts vernachlässiget haben, um ein gutes Jahr zu erhalten. Ein Boden, der nicht ordentlich gebaut und gebessert, nicht mit reinen Samen zur rechten Zeit gesäet, und wieder, wenn Unkraut sich sehen läßt, fleißig gejätet wird, kann nie Hoffnung zu einer reichlichen Ernte geben. Darin seyd ihr alle mit mir einverstanden, und die Erfahrung hat diesen Satz schon von Anbeginn der Welt her bestätiget. Hört, was hiervon in den Sprüchwörtern Salomon geschrieben steht: Ich ging einmahl, heißt es im 24. Kapitel beym Acker des Faulen vorüber, und siehe, Distel und Dörner hatten sich auf selbigem gelagert; weiter lese ich im 6. Kapitel: dem Faulen wird die Nothdurft wie ein Wanderer begegnen, und die Armuth wird ihn wie ein gewaffneter Mann überfallen. Dem Fleißigen aber wird seine Ernte wie ein fruchtbarer Bach entgegen strömen, und die Nothdurft wird sich weit von ihm entfernen. Ferner im Prediger Salamon stehet: wer fleißig mit seinen Händen schaffet, wird in allen Segen und Überfluß haben; faule Hände sammeln sich Nothdurft; fleißige Hände aber bereiten sich Reichthümer. Ein jeder wird seinen Lohn empfangen nach seiner Arbeit. Überzeugen euch diese Sprüche der heiligen Schrift nicht zur Genüge, daß man, ohne daß man sein Feld mit Ver-

stand und Einsicht, mit Fleiß und Emsigkeit gebauet und gepfleget, unmöglich Hoffnung zum reichen Segen des Himmels haben könne? Und wie billig haben wir nicht alle durch Adam den Beruf von Gott empfangen, daß wir im Schweiße des Angesichts der Erde ihren Segen abgewinnen sollen? Wie könnten wir also gegründete Hoffnung haben, wenn wir nicht erst den Willen desjenigen thaten, der uns segnen will? Arbeit, zweckmäßige, unverdrossene Arbeit, ist also der erste Grund aller Fruchtbarkeit. So wills Gott; so machte er die Anordnung. Und wie sehr überführt euch hiervon die Fruchtbarkeit eures eigenen vaterländischen Bodens? Vor fünfzig Jahren war die Fruchtbarkeit eures Bodens noch nicht so groß, als sie heutiges Tags ist; und doch schaltete der nähmliche unveränderlich gute Gott! Ihr erntetet sonst nie auf euren Fluren, was ihr heute erntet; woher das? Ihr wisset es ja besser, als ich es euch sagen mag. Die Einsicht hat sich vermehrt, und die Arbeit hat sich verdoppelt, und beydes, die Geistes- und Körpersthätigkeiten haben die Cultur des Bodens gehoben; und so ist es auch dem Himmel möglich geworden, seinen Segen über euch zu vermehren! Gott, was ist der Mensch, wenn er alle die Kraft aus sich entwickelt, die du so freygebig in ihn gelegt hast! Unter deiner Obhuth ein Schöpfer wie du. Noch einmahl also: habt ihr, lieben Ackersleute, eurer Seits alles gethan, was kluge Einsicht und Körperskräfte nur immer vermochten um euren Boden dem Segen des Himmels gut vorzubereiten: so

habt ihr auch alle die tröstliche Hoffnung auf ein gesegnetes Jahr. Ja, sagen nun die Fleißigen, das thaten wir ja alle Jahre, und doch empfangen wir nicht alle Jahre! Das ist eben ein Beweis, daß noch mehrere Gründe vorhanden seyn müssen.

Zweytens hat man sich ein gutes, fruchtbares Jahr mit Grund zu versprechen, wenn man sich bewußt ist, den Segen der vorherigen Jahre gut verwendet zu haben. Komm her, du treuer Knecht, der du über Weniges bist getreu gewesen, ich will dich über Vieles setzen. Mit dem Maße mit dem ihr ausmesset, soll euch wieder eingemessen werden. Matth. 13, 12. Wer die empfangenen Gaben recht gebraucht, dem wird mehr gegeben werden, daß er im Überfluß haben wird; wer aber die empfangenen Gaben nicht recht gebraucht, dem wird das, was er zu haben scheint, auch genommen werden.

Lehret uns hier nicht die göttliche Offenbarung, daß wir nur in dem Maße Hoffnung auf den reichen Segen des Himmels haben, wie wir von dem schon Empfangenen weisen Gebrauch gemacht haben? Lieben Zuhörer! wenn ihr sehet, daß einer sein Gut verschleudere, verschwende und verschwelge, daß ers nicht zu nützlichen Zwecken anwende, daß ers aus Geitz vergrabe, oder gar zu Grunde gehen lasse, daß er es weder mit froher Danksagung genieße, noch auch dem Dürftigen einen Antheil davon zufließen lasse — urtheilet ihr nicht alle, daß ein solcher des Segens Gottes unwürdig sey? Behauptet ihr nicht alle, daß er für die Zukunft in der That keine gute Hoff-

nung zu einem Segen haben könne? Erhält er ihn aber doch gegen alle seine Würdigkeit: so nimmt ihm entweder das Schicksal wieder einen Theil, oder gleich gar der unvorgesehene Tod das Ganze. Denkt hier an den reichen Mann im Evangelio. Er empfing so viel, daß er seine Scheunen und Böden mußte vergrößern lassen. Allein, noch ehe er daran dachte, mußte er auf Geheiß des unerbittlichen Todes alles verlassen; so recht als hätte er sagen wollen: du bist des Segens nicht werth. Läßt der Herr ein Mißjahr eintreten, oder durch Hagel eure Fluren verwüsten, und ihr seyd euch innerlich bewußt, die Gaben Gottes auf eine auffallend schändliche Art mißbraucht zu haben; bethet ihr dann nicht alle: Gütig und gerecht bist du, o Herr in deinen Gerichten; wir haben die Strafe verdienet, mit der du uns züchtigest! Gebet ihr denn eurem Freunde noch neue Wohlthaten, der die vorherigen mit Füßen trat? — Nimmermehr. O so wissen wir dann gewiß, daß nach dem Maße, wie wir die Gaben des Herrn weislich gebrauchten, wir wieder neue aus der gütigen Hand Gottes empfangen werden.

Wir werden **drittens** uns ein gesegnetes Jahr versprechen können, in so fern wir nicht nur allein, sondern die Menschheit überhaupt in aller Rücksicht eines bedarf. Die ganze Welt ist ein einziges Haus, und alle Menschen sind eine Familie, von welcher Gott als Schöpfer, der Vater ist. Im Begriffe eines Hausvaters liegt es schon, daß er für die Bedürfnisse des

Hau-

Hauses Sorge haben müsse. Gott, als Vater aller Menschen, muß also für die Bedürfnisse aller Vorsehung thun, und er will es auch, vermöge seiner Liebe zu uns, das hat er uns durch Jesum versprochen; rufet und bethet zu ihm: Abba — Vater — unser tägliches Brot gib uns heute — und heget das zuverlässige kindliche Vertrauen, daß ihr alles, was ihr bedürfet, empfangen werdet; denn er ist Vater — er hat euch lieb — und er weiß schon, was ihr bedürfet, noch ehe ihrs ihm saget. L. Z! Es sind der Bedürfnisse im menschlichen Leben viele, viele sind aber durch Sünde zu uns gekommen. Für die Befriedigung dieser, haben wir von Gott kein Versprechen, aber wohl für alle die, die er uns selbst gegeben.

Das höchste Gesetz Gottes ist das allgemeine Beste. Nur durch das wird er, menschlicher Weise zu reden, bey allen seinen Handlungsweisen geleitet und bestimmt. Nicht darauf also nimmt Gott Rücksicht, ob dieser oder jener Bethende es bedürftig, dieses oder jenes Dorf, sondern in wie fern die ganze Menschheit überhaupt. Gottes Segen ist Segen für alle; fließt er aber nur in eine und die andere Gegend, in ein oder des andern Schooß des Eigenthums: so haben alle diese die strenge Pflicht, unter billigen menschenfreundlichen Bedingungen wieder auf andere überströmen zu lassen. Armer, der Segen des Reichen ist auch dein Segen! Unglückliches Dorf, der Segen deiner Nachbaren ist auch Segen für dich! Die wahren Bedürfnisse kennt aber niemand so

gut, als allein Gott. Wir bilden uns oft zahllose Bedürfnisse ein, allein es sind keine wahren, keine solchen, auf die Gott in seiner Regierung Rücksicht nehmen durfte; sie sind durch Sünde erzeugt, diese sollen wir als Strafe der Sünde tragen.

Auf das Fest des heiligen Kilian.

Biographisch-sittliche Schilderung dieses Fränkischen Apostels.

Text.

Ich fürchte nichts aus allen dem, und mein Leben ist mir nicht so theuer, als ich mir selbst, wenn ich nur meinen Lauf vollende, und das Amt, welches ich von dem Herrn Jesu empfangen habe, nähmlich das Evangelium von der Gnade Gottes zu bezeugen, zu lehren. Apost. Gesch. XX. 24.

Ehe Paulus seine letzte Reise nach Jerusalem antrat, schickte er von Miletus aus nach Ephesus, und ließ die Ältesten der Gemeinde zu sich kommen; als sie beysammen waren, sprach er: ihr wisset es von den ersten Tagen an, da ich nach Asien kam, wie ich zeither immer unter euch gewandelt habe, wie ich dem Herrn

gedienet habe mit Unterweisung, unter Bekümmerniß und Verfolgungen, die ich von den Juden Nachstellungsweise auszustehen hatte, wie ich euch nichts Nützliches vorenthalten, sondern euch in euern Häusern in allem unterrichtet, und Juden und Heiden ermahnt habe, sich zu Gott zu bekehren, und an unsern Herrn Jesum Christum zu glauben. Und nun reise ich, vom Geiste gefesselt, nach Jerusalem, und weiß nicht, was mir bevorstehet; ausgenommen, daß der heilige Geist aller Orten anzeigt, daß Bande und Trübsal auf mich warten. Aber, fährt Paulus fort, ich fürchte nichts von allen dem, und mein irdisches Leben ist mir nicht so theuer, als ich mir selbsten. Wenn ich nur meinen Lauf vollende, und das Amt erfülle, das ich von dem Herrn Jesu empfangen habe, nähmlich das Evangelium von der Gnade Gottes zu bezeugen und zu lehren. So sprach und handelte Paulus, der große Apostel Jesu Christi. Und eben so, m. A! dachte und handelte unser Heilige, der Franken Apostel. Auch ihm war es nur darum zu thun, seinen apostolischen Beruf wohl zu erfüllen, und zu vollenden, es koste Leben oder was es wolle.

L. Z.! ein Mann wie Kilian, dem wir so unendlich viel zu verdanken haben, von dem sollten wir doch etwas mehr wissen, als bloß seinen Nahmen. Ich habe ihn Paulus an die Seite

gestellt. Die Geschichte seiner apostolischen Sendung muß es euch zeigen, daß ich recht habe. Ich erzähle daher nur kurz, was uns die Fränkische Chronik von ihm aufbewahrt hat. Ich zweifle nicht, daß ihr aus Dankbarkeit und Liebe gegen den großen Mann, den Stifter des Christenthums unter uns, gern etwas von ihm hören werdet.

Der heilige Kilian war ein Schottländer, von vornehmen Ältern geboren. Seine strenge Liebe zur Tugend führte ihn bald aus der Welt in ein Kloster. Hier ergab er sich der strengsten Selbstverläugnung; Bethen, Wachen, Fasten, waren seine Geschäfte. Wenn mans auch gerade nicht nöthig hat, in ein Kloster zu gehen, um heilig zu werden, da man sogar in einem Kloster stecken, und nichts weniger als tugendhaft seyn kann; so ist doch so viel gewiß, daß die Tugend einen strengen Sinn fordert; es gehört ein männlicher Ernst, eine edle Standhaftigkeit dazu, die nach etwas Höherm strebt, als nach sinnlichen Lüsten, wenn man in der sittlichen Vollkommenheit es weiter bringen will. Man muß etwas entbehren, seinen sinnlichen Begierden etwas versagen, und so zu sagen ein wenig hart gegen sich selbst seyn können, wenn man Pflicht und Gewissen in Ehren halten will. Hätte David es zuvor schon gelernt gehabt, sich ein wenig zu überwinden, und ein wenig strenge gegen sich zu seyn, bey dem Anblicke des badenden Weibes; so hätte ihn die böse Lust nicht zum Ehebruche verführet. Wachen, Fasten, Bethen, können uns ohne Zwei-

fel strenge gegen uns selbst machen, und also in dieser Rücksicht der Tugend einen großen Vorschub geben. Darum bethete, wachte, fastete Kilian, um sich in der Strenge zu üben, ohne welche an uns nichts Gutes seyn kann. Seine Absicht dabey aber ging auch noch weiter. Sein strenges Leben im Kloster war für ihn das, was für Johannes der Täufer und auch für unsern Heiland, der Aufenthalt in der Wüste, und die strenge Enthaltsamkeit von allen Vergnügungen war. Kilian wollte sich, wie Johannes und Christus, zu seinem apostolischen Berufe, zur Wanderschaft in die Welt, und zur mühsamen Ausbreitung des Evangeliums, stärken und rüsten. Man wählte ihn bald zum Obern des Klosters. Allein, da war sein Bleiben nicht. Die Vorsehung hatte ihn zum Franken-Apostel bestimmt. Er nahm sich wirklich einige Reisegefährten, und kam nach Wirzburg, der Hauptstadt in Franken. Da lebte er einige Zeit unbekannt unter den Heiden in Franken. Müßig war er da gewiß nicht. Ohne Zweifel lernte er insgeheim einstweilen den Hof, das Volk, seine Denkart und seine Sitten, die Art des Götzendienstes, den man hatte, die herrschenden Laster und Vorurtheile kennen, und mit unter ließ er schon manches gute Samenkorn einer bessern und reinern Glaubenslehre fallen; ich zweifle nicht, daß er insgeheim auch schon mehrere Christen gemacht, und sich einen Anhang erworben habe. Auch am Hofe des Herzogs mußte er schon Eingang und Zutrauen gefunden haben. Allein, um mit mehr Ansehen und

Nutzen zu arbeiten, ging er nach Rom, und hohlte vom Römischen Bischofe erst die Erlaubniß ein, (die er an und für sich nicht gebraucht hätte, denn jeder Mensch hat von Natur das Recht, das Gute zu leisten, wie ers leisten kann), das Evangelium öffentlich lehren und fortpflanzen zu dürfen. Er kehrte nun mit der bischöflichen Würde von Rom nach Wirzburg zurück. Und nun erst fing sich seine apostolische Laufbahn recht an. Den damahligen Herzog Gosbert gewann er bald für das Christenthum, und taufte ihn mit mehrern seiner Unterthanen. Allein nun stieß er an eine Klippe, an der sein Leben scheiterte. Der Herzog hatte seines leiblichen Bruders Frau zum Eheweibe. Kilian, der sich mit der Strenge des Täufers Jesu, zu seinem Bekehrungsgeschäfte vorbereitet hatte, war ihm auch nicht unähnlich in der Ausführung desselben, weil ihm gerade der Fall begegnete, der dem heiligen Johannes begegnet war, so zeigte er auch gerade die Freymüthigkeit, die Unerschrockenheit, die Johannes gezeigt hatte. Ein anderer hätte sich nach der Lieblingsneigung der Großen gefügt, und das Herz nicht gehabt, deßwegen ein Wort zu verlieren. Allein Kilian wollte den Großen nicht mehr erlauben, als den Niedrigen, weil er es im Grunde auch nicht konnte. In einer vertrauten Zusammenkunft mit dem Herzoge, legte er ihm recht freundschaftlich an das Herz, daß er doch in diesem Puncte, die Entlassung des Weibes betreffend, eine Änderung machen möchte. Dieß erfuhr das Weib, und sie

sann von der Zeit an auf Mittel und Wege, den Mann, der ihr so gefährlich war, aus dem Wege zu räumen. Kilian gewärtigte seine Ermordung, und zagte nicht. Er war der heilige, unerschrockene Mann, der er immer war, und er sah sogar seinem Märtyrerende mit Freude entgegen. Endlich kam auch der vorhergesehene Streich über ihn. Er war gerade mit seinen Gesellen im Gebethe begriffen, als die von der Frau des Herzogs gedungenen Meuchelmörder, mit Dolchen auf ihn losstürzen; und Kilian und seine Gesellen lagen im Blute. Bald darauf ließ dieß Weib die Ermordeten, ihre bischöflichen Kleider, nebst den Büchern und dem Kreuze, verscharren, um ja jede Spur des gewaltsamen Todes zu vernichten. Allein die Sache kam doch bald an den Tag. Die Chronik erzählt: Man habe an den Ort, wo die Heiligen lagen, Pferde hingestellt (es ist dieß der nähmliche Ort, der unter dem Neuen Münster in unserer Vaterstadt als die Kiliansgruft bekannt ist), man habe aber bald an den Pferden eine große Unruhe, ein ungewöhnliches Schaumen und Toben gemerkt; dadurch aufmerksam gemacht, habe man endlich die Erde aufgegraben, und zum Erstaunen die Körper der Heiligen gefunden. Das Weib und die Mörder kamen denn auch bald um, und zwar wie eben die Chronik meldet, in einem gewissen Zustande der Raserey. Der eine Mörder zerfleischte sich selbst mit seinen eigenen Zähnen. Dieß alles fiel vor im Jahr Christi 685. Der Bischof Burkard ließ dann die Kör-

per der Heiligen aus dem Grabe nehmen, und sie auf eine ehrenvolle Art beysetzen.

Habe ich nun, meine l. Z.! mit Unrecht die Worte Pauli auf den heiligen Kilian angewandt? Dachte und handelte er nicht gerade so, wie jener sprach und handelte: Ich fürchte nichts von allen dem, denn mein Leben ist mir nicht so theuer, als ich mir selbst; wenn ich nur meinen Lauf vollende, und das Amt, welches ich von dem Herrn Jesu empfangen habe, nähmlich das Evangelium von der Gnade Gottes zu bezeugen, zu lehren. Der heilige Kilian ist zwar nicht unser Landsmann, aber er ist doch recht eigentlich ein Heiliger unsers Vaterlandes. Nicht etwa in einem fremden Welttheile, sondern in unsrer Vaterstadt, hat er sein Leben verblutet; er gehet uns also weit näher an, als jeder andere Heilige. Er ist nach Christus der eigentliche Stifter unsers Glaubens, und für uns eben das, was Paulus für Corinth und Ephesus und für Griechenland war. Unter der Fahne des Christenthums hat er unsere Voraltern zuerst zur wahren Erkenntniß Gottes und zur hohen Würde vernünftiger Menschen hingeführt. So wie kein gesittetes Volk auf Erden ist, das nicht alles, was es ist, dem Christenthume zu verdanken hätte: so haben wir auch, und mit uns alle Ostfranken, unsere bessere Einsicht und unser größeres Glück, zuerst dem Glauben an Jesum zu verdanken, und somit den

Apostel desselben unter uns in dankbaren Andenken zu behalten. Machen wirs also nicht, wie ein benachbartes Volk, daß nun eben auch seine Vernunft, derselben es sich nun so hoch rühm n will, nach der Geschichte ganz dem Christenthume zu verdanken hat, und dasselbe jetzt doch hinten ansetzen will (das kömmt mir so vor, wie wenn ein Junge seinem Hofmeister entwachsen zu seyn glaubt, dann wird er frech, und spottet und verachtet seines alten Lehrers, oder denkt, er sey sogar weiser als er, wenn er auch im Grunde der Unwissendste ist; gerade so kommen mir heutiges Tags die Neufranken vor). Wir aber wollen es mit Dankbarkeit erkennen, daß der Glaube an Jesum und unsere Voraltern, uns heute noch am sichersten zu guten und vernünftigen Menschen macht; wir wollen mit einem heiligen Stolze darauf halten, daß wir keine bessere Führer haben, als Jesum und sein Evangelium. Welcher Vernunftprediger unseres Zeitalters kann sich solcher Thaten rühmen, wie Jesus? Aber machen wir auch unserem Christenthume Ehre, und unserem Glaubensvater die Freude durch einen frommen christlichen Wandel? Ferne sey es, daß unser Christenthum nur im Kreuzmachen, Bethen, Kirchengehen, Prozessionen ꝛc. bestehe, das ist die Hauptsache nicht; liebe Gott und deinen Nächsten, als dich selbst, das ist das erste und größte Geboth des Christenthums; und Nächstenliebe ist das wahre Kennzeichen des Christen. Wer unverträglich, unduldsam, feindselig, ei-

gennützig, betriegerisch und ein Verleumder ist; kurz, wer seinen Nebenmenschen nicht mit Schonung und Nachsicht begegnet, der ist kein Christ, wenn er auch alle Tage noch so viel bethet.

Auf das Fest der heil. Apostel Petrus und Paulus.

Der Glaube der heutigen Christen gründet sich auf den Glauben der Apostel und Propheten, und so gemeinschaftlich auf Christum.

Text.

Ihr seyd nun kein fremdes Volk mehr, sondern christliche Bürger, und der Gemeinde Gottes einverleibt, ihr seyd ein Gebäude, von dem die Apostel und Propheten die Grundfeste, und Jesus Christus der Schlußstein ist. Paulus an die Epheser II. 19—20.

Mit diesen Worten suchte Paulus den Ephesern das Glück ihres neuen Übergangs zum Christenthum fühlbar zu machen. Die Epheser, m. A.! waren zuvor Heiden, und lebten also heidnisch; wußten nichts von jener reinen Sittenlehre, die Christus lehrte, und handelten also auch nicht darnach. Sie lebten dem Fleische nach, wie sich Paulus ausdrückt, d. h. ihr ganzes Thun war

Befriedigung ihrer sinnlichen Bedürfnisse, ihr höchstes Gesetz war das zu suchen und zu meiden, was ihnen Trieb, Neigungen und Leidenschaften eingaben. Sie ahmten den Göttern nach, die sie verehrten; und der Heiden Götter, was waren sie anders, als Geschöpfe einer wohllüstigen Einbildungskraft, eines verkehrten Sinnes? Es gab also der Laster viele unter den Heiden, die man für das nicht hielt, was sie waren. Warum? weil man sich durch das Beyspiel der falschen Götter einmahl verwöhnt hatte, Recht für Recht, Tugend für Tugend, Sünde für Sünde zu halten, weil man keine richtige Anleitung hatte. Die Heiden waren überdieß von den Juden gehaßt, die sie wegen ihres Aberglaubens verachteten, und sie alle für verloren, jeden Umgang mit ihnen für Sünde hielten, und ihnen jede Theilnahme an ihren Offenbarungen versagten. Dieß alles führt Paulus in dem genannten Briefe den Ephesern zu Gemüthe, und sucht sie auf diese Art recht sehr für ihr gegenwärtiges Christenthum einzunehmen. Unter andern sagt er ihnen, sie wären nun kein fremdes Volk mehr, das man zu verachten hätte, sondern sie wären nun auch wirklich christliche Bürger, sie wären der Gemeinde Christi einverleibt, zuvor sich selbst überlassen und hoffnungslos, wären sie nun ein Gebäude, das sich auf die Grundfeste der Apostel und Propheten gründe, von dem Christus der Schlußstein sey.

Das nähmliche kann ich nun zu euch auch sagen, m. A! auch wir sind nun keine Fremdlinge mehr, auch wir sind an die Gemeinde Christi angeschlossen, auch wir gründen uns fest auf die Apostel und Propheten, und so mit diesen gemeinschaftlich auf Christus, den Stifter unseres Glaubens. Wenn also die Apostel und Propheten die wichtigen Stützen unseres Glauben sind, verdienen sie daher nicht von uns auf das innigste verehrt zu werden? Können wir sie vergessen, ohne zugleich die Grundfeste unsers Glaubens zu erschüttern, oder die Sicherheit unserer Überzeugung und aller künftigen Erwartungen aufzugeben?

Unter diesen Aposteln, m. A.! stehen Petrus und Paulus, deren Andenken wir heute feyern, an der Spitze. Auf ihnen besonders beruhet das schwere Gebäude unseres Christenthums, das sich schon so lange aufrecht erhalten hat, das kein Heer der Bosheit, sey sie auch noch so gewaltig, nieder zu reißen vermochte.

Petrus, der Liebling Jesu, und Paulus, der Mann von Entschlossenheit und Muth, alles zu thun, was zum Besten des christlichen Glaubens seyn möchte; sind also jene zwey große Apostel, die den gerechtesten Anspruch auf unsere Achtung, Verehrung und Dankbarkeit haben. Das wir Christen sind, das haben wir nebst dem Heilande Jesu auch einem Petrus und Paulus zu verdanken. Ihr Ruhm ist unser, und ihr Beyspiel muß uns stärken, und alles zur Befolgung ihrer Lehre uns auffordern. Darum

will ich euch heute mit einem und dem andern Vorzuge von beyden Aposteln vertraut zu machen suchen. So weit wir Petrus aus seinen Briefen und aus dem Umgang mit Jesu kennen gelernt haben: so fanden wir an Petro immer den gutmüthigen, und für Jesum ganz eingenommenen Apostel, und an Paulo, den fest entschlossenen und muthigen Mann, der nichts unversucht läßt, um die gute Sache des Christenthum immer mehr in gute Aufnahme zu bringen. Im ersten Theile also stelle ich euch zur Bewunderung und Nachahmung die offene, redliche und gutmüthige Einfalt Petri, und seine herzliche Ergebenheit gegen Jesum; und im zweyten Theile die Entschlossenheit, den Muth und die Standhaftigkeit Pauli vor.

I. Wollet ihr euch, m. A. recht innigst von der herzlichen Ergebenheit Petri gegen Jesum überzeugen, so dürft ihr nur die wenigen Briefe von ihm lesen, die noch übrig sind. In diesen Briefen findet man zwar keine tiefe Gelehrsamkeit, kein ernstliches Beweisen, kein scharfsinniges Widerlegen, aber wohl ein Herz, das ganz für Jesum eingenommen ist, eine Sprache, die für nichts mehr eifert, als für die Ehre des Heilandes und seiner ganzen Sache. Petrus war nach dem Hinscheiden Jesus noch immer das, was er zuvor war, nähmlich der gutmüthige Jünger, zwar schwach, aber doch des besten Willens. In drey Briefen fängt er mit Jesu an, und endigt mit Jesu. Im Nahmen Jesus ermahnt, bittet und beschwört er seine ihm so

werthen Gläubigen, sich an Jesum stets zu halten, sein ganzes Bestreben gehet dahin, recht viele für Jesum zu gewinnen, so wie er schon in seiner ersten Bekanntschaft mit ihm, für ihn eingenommen war. Alles was Petrus erwartet, erwartet er von Jesu. Der Heiland, sein ehemahliger Meister, ist ihm alles. Alle seine Hoffnungen, seine Zufriedenheit, sein Glück bestehet darin, ein Apostel Jesu Christi zu seyn.

Aus seinem Umgange mit Jesu sieht man eben so an Petrus immer den gutmüthigen, ganz für Jesum eingenommenen Jünger. Der Heiland fragt Petrum: Petrus liebst du mich? Petrus, von der Güte seines Herzens überzeugt, und von der innigen Liebe gegen Jesum ganz durchdrungen, sagt ganz kurz, aber recht kräftig: Herr, du weißt, daß ich dich liebe. M. A.! das ist nun die Sprache des Herzens. Ein wahrer Freund, der es im Herzen gut meint, macht nicht viel Rühmens mit seinen guten Gesinnungen; er braucht keine große Beredsamkeit, er braucht nicht viel Worte, um den andern von der Güte seine Herzens zu überzeugen; denn wozu so viele Worte, wenn das Herz spricht. Nur wenn man gegen jemanden nicht von Herzen eingenommen ist, und doch ganz das Ansehen haben möchte, recht gut gegen jemanden gesinnt zu seyn, so gibt man sich Mühe, seinen guten Willen recht sehr heraus zu streichen. Petrus hatte das nicht nöthig. Einige Worte: Herr, du weißt es, daß ich dich liebe! das war der beste Ausdruck und Beweis seiner großen Ergebenheit gegen Jesum.

An einer andern Stelle fragt Jesus: für wen halten mich die Menschen? Die Jünger antworteten ihm: sie sind nicht einig unter einander, einige für diesen, andere für jenen. Jesus fragt nun Petrum: für wen hältst du mich, Petrus? Petrus war gleich mit der Antwort da: ich glaube daß du seyst der Sohn des lebendigen Gottes.

Jesus erscheint auf den Wellen des Meeres, in der Nähe eines Nachen, auf dem die Jünger, und unter ihnen auch Petrus sich befand. Sie hielten ihn Anfangs für ein Gespenst; Jesus nahm ihnen die Täuschung, und sogleich springt Petrus aus dem Schiffe, um bey Jesu zu seyn.

M. A.! ist das nicht herzliche Ergebenheit gegen Jesum? War das nicht der heftigste Drang der Liebe, der Petrum aus dem Schiffe zu Jesum auf dem Meere hinzog?

Jesus will seinen Jüngern die Füße waschen. Petrus weigert sich, diese Ehre von Jesu anzunehmen; aber gleich ist er wieder bereit, wenn es doch darauf ankommen sollte, zu zeigen, daß er Theil an ihm haben wolle.

Jesus gehet seinem nahen Tode entgehen. Petrus folgt ihm Schritt vor Schritt. Zwar war Petrus auch schwach. Er verläugnete seinen Herrn und Meister. Allein ein Blick, ein Wort von ihm bewegte sein Herz so sehr, daß er wieder in sich ging. War das nicht Beweis seiner zärtlichen Anhänglichkeit an Jesum?

M. A.! Petrus ist uns also ein Muster, wie wir unserm Heilande Jesu von Herzen zugethan seyn müssen. Petrus lehrt uns, wie wir wahre Verehrer Jesu seyn, wie wir uns glücklich schätzen müssen, den Nahmen des Jesus zu tragen, oder Christen zu heißen. Petrus konnte in Wahrheit sagen, als ihn einst der Heiland fragte: Herr, du weißt es ja, daß ich dich liebe. Andächtige! wenn diese Frage an uns gestellt würde; wenn bey uns der Heiland anfragte: Liebt ihr mich? Könnten wir mit guten Gewissen und dem innigsten Bewußtseyn sagen: ja Herr, du weißt ja, daß wir dich lieben? Oder würde nicht vielmehr unser Gewissen uns anklagen, daß wir so gar wenig an Jesum gedenken, daß wir uns so gar selten seiner Gebothe erinnern, daß seine Lehren so gar geringen Eindruck auf unser Herz machen, daß wir sogar geneigt seyn, ihn zu verläugnen, so gar wenig nach seinem Beyspiele zu leben uns bestreben, daß wir so ganz andere Menschen sind, als wir nach seiner Lehre seyn sollten. Ja, in gerader Umkehrung müßten wir auf jene Frage antworten: Herr, du weißt es ja, wie es mit unserm Herzen steht, du weißt es ja, daß wir dich wenig, oder gar nicht lieben.

II. Wenn wir Paulum auf seiner apostolischen Laufbahn verfolgen, wenn wir betrachten, was er seit seiner Berufung zum Apostelamte an, bis zu seiner Hinrichtung, alles für die Aufnahme des Christenthums gethan, geduldet und überwun-

eingestehen: ja, Paulus war der große, entschlossene und muthvolle Mann, den die Vorsicht ganz gut zu diesem hohen Amte eines Apostels Jesu Christi herbeygeführet hat.

Man glaubt nicht, daß es möglich sey, so viele Länder zu durchwandern, und überall so viel zu wirken, als Paulus gewirkt hat; in einem gewissen Briefe erzählt er selbst überhaupt die wichtigsten Schicksale seines Lebens. Er war geboren zu Tarsus in Sicilien von jüdischen Ältern; in seiner Jugend ging er bey den vornehmsten jüdischen Lehrern in die Schule, und zeichnete sich als einen Mann von Kopf aus. Mit Nachdruck verfolgte er Anfangs die Christen, und sie hatten an ihm einen der gefährlichsten Feinde, bis er endlich durch eine außerordentliche Erscheinung Christ ward. Nun war er der eifrigste Vertheidiger der Christen, da er zuvor ihr erbittertster Feind war.

Kurze Betrachtungen zum Unterrichte und Erbauung der studierenden Jugend.

Erste Betrachtung.

Text.

Kurz sind die Tage des Menschen, du hast ihm sein Ziel gesetzt, das er nicht überschreiten kann. Hiob XIV. 5.

Kein schädlicheres Vorurtheil kann es unter der Jugend geben, als die Rechnung auf eine lange Lebensdauer, wozu einem seine blühende Jugend zu berechtigen scheint. Mancher junge Mensch, der unordentlich lebte, bekommt oft Lust, eine entgegengesetzte Lebensweise anzunehmen; allein sogleich stellt sich ihm seine Jugend dar, und verspricht ihm noch lange Lebenstage. Wozu also die frühe Mühe — wozu die harte Selbstverläugnung? — Allein, wehe dem jungen Manne, der so denkt, der seine Moralität erst jeder Jugendausschweifung preis gibt, um dann

im Alter ein frommes Gesicht anzunehmen, und dadurch alles gut machen zu können glaubt. Frühe schon, wenn die Neigungen des Herzens noch keine bestimmte Richtung haben, ist es leichter, einen Grund zu seiner immer wachsenden Tugend zu legen. Dasjenige Herz nimmt unverdorben den Samen der Tugend viel williger auf, als die Seele des Menschen, die mit der Sünde, wie mit einem Roste überzogen ist.

Das Menschenherz ist nicht ganz wie Wachs, dem man durch jeden Handdruck eine Figur geben kann, wie man will; hat es einmahl eine bestimmte Form, die es meistentheils in den Jahren der ersten Jugend bekömmt: so behält es diese Form für allezeit; und die Neigungen des Jünglings sind auch die Neigungen des Mannes, nur vielleicht mit einigen Modificationen.

Wie wichtig ist also für den jungen Menschen seine erste Lebensepoche, wo er sich noch zu dem rechtschaffenen Manne für Zeit und Ewigkeit bilden, und auch zu dem abscheulichsten Bösewichte für jedes Alter herabwürdigen kann.

Die Tugend des Jünglings ist überdieß noch rühmlicher, als die Tugend des gestandenen Mannes, wenn diese anders den Nahmen Tugend in dem Falle noch verdient, wo sie nach einer bös durchlebten Jugend erst eintritt; denn die Tugend des Jünglings kostet einen stärkern und anhaltendern Kampf, als die des Greises. Fängt man im Alter erst an, Ordnung in seine Lebensart zu bringen, sich einer gewissen Mä-

ßigung in allen Dingen zu befleißigen, und bringt man es auch wirklich dahin, daß man sich eben keine besondern Vergehungen gegen das Gesetz vorzuwerfen hat; so ist man deßwegen des wirklichen Besitzes der Tugend noch nicht versichert, denn Tugend besteht nicht bloß darin, daß man nicht thut, was gegen das Gesetz ist, und seine Standespflichten nach Kräften ausübt; nein, die Tugend hat noch einen andern wesentlichen Bestandtheil, dieser ist eine gewisse Einheit, wohin sich unsere Neigungen in den bestimmtesten Richtungen concentriren, oder die schöne Harmonie in Gesinnungen selbst, und zwischen Gesinnungen und Handlungen. Und diese bringt man nicht so leicht in die Seele, in der sich die Neigungen so mannigfaltig durchkreuzen, und wo die Leidenschaften so zu sagen, eine beständige Ebbe und Fluth haben. Hiernieden gibt es nicht einmahl eine vollkommene Tugend, sondern alles ist nur eine — weniger oder mehr — Annäherung zu dem reinen Ideale, das wir uns so entzückend von der Tugend entwerfen.

Man hat also keine Epoche seines Lebens, und keinen Theil von einer jeden Epoche zu versäumen, wenn man es anders in diesem Leben zu einem gewissen Grade von moralischer Vollkommenheit bringen will.

Am wenigsten hat nun die Jugend Zeit zu versäumen, denn diese ist für den künftigen Character des Mannes die allerwichtigste Perio-

de; hier wird er das, was er sein ganzes Leben hindurch in der Hauptsache seyn wird.

Lerne also, o Jüngling! deine Jahre schätzen; sie haben die allerwichtigste Beziehung auf dein ganzes Leben, den größten Einfluß auf deinen künftigen Character; sie enthalten den entscheidendsten Grund deiner künftigen Bestimmung. Sie sind die Quelle deines künftigen Wohls oder Wehes. Was du jetzt aus dir machst, das bist und bleibst du dein ganzes Leben hindurch. Lässest du jetzt Unordnung bey dir einkehren, weihest du deine Jugendjahre den sinnlichen Lüsten: so bist du ewiger Sclave der Sinnlichkeit, und deine Jugendsünden wirst du auch noch im Alter tragen müssen.

Zweyte Betrachtung.

Text.

Wie sollte ich so ein großes Übel thun, und vor meinem Gott sündigen? 1. Mos. XXXIX. 9.

Hätte diese Worte ein Greis ausgesprochen, der sich durch eine lange Übung im Guten eine Fertigkeit verschafft hat, allen Versuchungen zu widerstehen: so würde schon jeder Tugendfreund verbunden seyn, diese edle und gottesfürchtige Gesinnung zu bewundern und nachzuahmen. Es bleibt immer eine große Handlung, wenn ein

Mensch die Entschlossenheit hat, den Versuchungen zum Bösen aus dem Grundsatze einer lebendigen Furcht Gottes zu widerstehen. Aber wenn nun ein Jüngling so früh so rechtschaffen dachte und handelte, so muß uns dieß zweyfach wichtig seyn. Joseph, der die Worte aussprach: **wie sollte ich ein so großes Uebel thun, und vor meinem Gott sündigen?** war ein Jüngling von etwa zwanzig Jahren, und befand sich in Umständen, wo sich am wenigsten dergleichen Gesinnungen von ihm erwarten ließen. Er war zum Sclavendienst an den Potiphar verkauft worden, und wahrscheinlicher Weise konnte er vorher sehen, daß, wenn er der Gemahlinn seines Herrn willfahren würde, er alle Bequemlichkeiten des Lebens, ja selbst seine Freyheit erlangen würde. Allein, dieses Glück, welches er mit der Übertretung der Gebothe Gottes erkaufen sollte, war für ihn so wenig schätzbar, daß er vielmehr den Entschluß faßte, lieber Verachtung, Armuth und Gefangenschaft auszustehen, als in eine Sünde zu willigen.

Er war in einer Versuchung zur Sünde, die ohne Festigkeit in tugendhaften Gesinnungen, nicht hätte können vermieden werden. Er entging ihr, und der edle Bewegungsgrund, aus welchem er dieses that, wird uns in den Worten zu erkennen gegeben: Wie sollte ich ein so großes Übel thun, und wider Gott sündigen? Laßt uns diese Worte zum Grunde unserer Betrachtung legen, und hieraus eines der sichersten Hülfsmittel uns abziehen, den jugendlichen Versuchungen zu widerstehen.

Uns alle trifft die Gefahr heftiger Versuchungen zur Sünde; am meisten aber ist der Jüngling denselben ausgesetzt. Denn der junge Mensch genießt die ersten Frühlingstage seines Lebens meistens in völliger Freyheit und Sorglosigkeit; er hat durch die Güte seiner Ältern alle Mittel in Händen, sich sein Leben recht vergnügt zu machen. Aber eben dieser wünschenswerthe Zustand des Jugendlebens setzt den Jüngling zugleich den heftigsten Versuchungen zum Bösen aus. Der Schöpfer hat der Seele gewisse Neigungen und Leidenschaften eingepflanzt, die für den Menschen Beförderungsmittel des Vergnügens und der Glückseligkeit seyn sollen, die aber den jungen Menschen besonders zu unzähligen Lastern verleiten können, wenn er sie nicht mäßiget und beherrschet. Wie oft hat der Hang zur Freude und zum Vergnügen, der dem Jünglinge so natürlich ist, manchen hoffnungsvollen Jüngling zu Ausschweifungen verleitet, wodurch seine Gesundheit geschwächt, seine Glücksgüter zu Grunde gerichtet, und seine Seelenruhe gekränkt worden ist? Wie oft hat die Neigung zum gesellschaftlichen Umgang, junge Personen in die Gesellschaft solcher Menschen gebracht, durch welche sie zu den schändlichsten Lastern hingerissen worden? Wie viele Jünglinge hat die Neigung zum Müßiggange, wie viele die Unvorsichtigkeit, wie viele der Stolz, wie viele die Begierde nach zügelloser Freyheit, wie viele die Gutherzigkeit, auf ihr ganzes Leben unglücklich gemacht?

Diese Versuchungen aus uns selbst, verstärken sich noch durch äußere Umstände. Der junge Mensch sieht täglich so viele lasterhafte und ausschweifende Personen, ihr Wohlleben, ihre Vergnügungen, ihre oft liebenswürdigen Eigenschaften, ziehen auf allen Seiten die Augen des Jünglings auf sich, und erwecken in der Seele den Wunsch, auch so sorgenlos und glücklich zu leben. Die Munterkeit des Temperaments, und die Fröhlichkeit des Herzens, die dem jugendlichen Alter natürlich sind, sind starke Anreitzungen zu manchen Ergetzungen, bey denen der Jüngling nicht nachdenkt, ob sie erlaubt, ob sie auch nützlich und anständig seyn möchten. Das flüchtige und muntere Herz treibt den Jüngling an, alle Freuden zu genießen, die sich darbiethen, und jede Ergetzung aufzusuchen, die die Zeit verkürzt.

Kein Wunder also, daß der Jüngling bey dem großen Hange zum Fröhlichseyn oft auf solche Gegenstände geräth, die zwar die Neigung befriedigen, aber auch das Herz verwildern, und gegen edlere Freuden unempfindlich machen. Kein Wunder, daß so viele Jünglinge in frühen Jahren schon dem Laster zur Beute werden, sich in die Fallstricke derselben verwickeln, und in solche Unordnung gerathen, die für das ganze Leben, ja wohl gar für die Ewigkeit, die traurigsten Folgen nach sich ziehen. — Wodurch kann aber der Jüngling sein Herz vor solchen Verirrungen sichern?

Allein durch Liebe und Furcht Gottes. Denn nur eine mit Furcht und Liebe Gottes erfüllte Seele, ist geschickt, die Versuchungen zur Sünde zu überwinden; nur diejenige Gemüthsfassung, in welcher sich Joseph befand, gibt dem Jünglinge Muth und Stärke, seine Tugend gegen alle Reitzungen des Bösen unverletzt zu erhalten. Jener betrachtete die Sünde als ein großes Übel; dieß war der erste Grund, welchen er den Versuchungen zur Sünde entgegensetzte; und er überwand sie glücklich. Allein das ist nicht mehr die Gesinnung, die man so leicht von den Jünglingen unserer Tage erwarten kann. Die meisten betrachten aus Leichtsinn jede Versuchung, wenn sie für ihr schwaches Herz einige Reitze hat, als eine Wohlthat. Auf den blumigten Gefilden, worauf sie wandeln, werden sie von jeder Anmuth bezaubert, von jedem Reitze gefesselt, und durch jede Freude entzückt. Ein Jüngling, der die Neigung der Sünde überwinden will, muß selbige als ein großes Übel betrachten, das verblendete Herz mag noch so sehr widersprechen.

Der zweyte Grund, der den Joseph von der Sünde zurückhielt, war dieser, daß er dadurch wider Gott sündigte. Wie sollt ich ein so großes Übel thun, und wider Gott sündigen? Es läßt sich nicht ausdrücken, wie groß, wie edel, wie vollkommen christlich diese Gesinnung Josephs war! In der gefährlichsten Stunde der Versuchung dachte er an Gott und an die Pflichten, die er ihm schuldig war.

Und dieser Gedanke war in seiner Seele so stark und lebendig, daß alle übrigen Vorstellungen keine Gewalt über ihn haben konnten.

Versuchen wir es, hierin dem frommen Jünglinge ähnlich zu werden; wir werden finden, daß dieß das einzige Mittel ist, allen Versuchungen zu widerstehen. So oft wir in Umstände gerathen, wo wir in Gefahr sind, zu einer Sünde gereitzt zu werden, so laßt uns denken: Wie sollt ich ein so großes Übel thun, und wider Gott sündigen? Wie könnte ich wider Gott sündigen, der mein Wohlthäter ist, dessen allforschender Blick jeden unzüchtigen Gedanken in meiner Seele bemerkt, der so gerecht und heilig, so mächtig ist, ohne dessen Gnade ich das unglücklichste Geschöpf seyn würde; denn wenn ich Gott nicht zum Freunde habe, so nützt mir alles übrige nichts.

Mit solchen Gesinnungen darf der Jüngling in die Welt und in die Gesellschaft seiner Spielfreunde treten Ein Herz, das mit Ehrliebe, und Liebe zu Gott erfüllt ist, das sich lebendig seiner Allgegenwart und Allwissenheit erinnert, das Gottes Gnade höher schätzt, als alles Glück in der Welt; ein solches Herz wird den Jüngling gegen alle Gefahren der Versuchungen zur Sünde, gegen alle Anlockungen in Sicherheit setzen.

Jünglinge, folgt daher dem schönen Beyspiele des frommen Josephs nach; seyd dann versichert, ihr folget der Tugend und eurem wahren Glücke!

Dritte Betrachtung.

Ueber den Beruf des studierenden Jünglings.

Text.

Daher bitte ich euch, daß ihr würdig wandelt nach eurem Berufe, dazu ihr berufen seyd. Ephes. IV. 1.

Der Beruf oder die Bestimmung des studierenden Jüngling kann kein anderer seyn, als seine natürlichen Fähigkeiten und Anlagen so auszubilden, daß er auf seinem einst zu wählenden oder ihm zu Theil werdenden Posten der menschlichen Gesellschaft vorzüglich nutzbar wird. So verschiedene Abstufungen es auch in dem großen Systeme der Menschengesellschaft gibt, so verschieden die Wirkungskreise sind, eben so verschieden müssen die Kräfte selbst, und die Grade der Ausbildung ein und der nähmlichen Kraft seyn. Der eine braucht mehr Körper-, der andere mehr Geisteskraft. Der feine und scharfsinnige Geist beherrscht ganze Staaten, indeß der stärkere und nervigte Landmann muthig seinen väterlichen Boden umgräbt; der denkende Künstler sinnt auf gute Verarbeitung der Producte seines Landes, indeß sein Landesgenosse mit festerem Arme und mit eisernem Fleiße dieselben der Natur abzwingt. Der studierende

Jüngling soll in der Folge seinen Mitmenschen, vorzüglich durch Geisteskraft, nützen; er soll seine Brüder einstens weiser und klüger machen; soll aus seinem gesammelten Vorrathe von Kenntnissen einem jeden ausspenden, was er braucht, um als Mensch würdig leben zu können. Er soll im Stande seyn, gute Gesinnungen um sich zu verbreiten und zu befördern; er soll Sittlichkeit und Tugend begründen, und Laster und Irrthümer verscheuchen; denn der Mensch ohne Erziehung ist ein bestimmungsloses Ding. Die Erziehung muß ihn erst dazu machen, was er werden soll. Der Mensch hat gute Anlagen, die aber erst geweckt und entwickelt werden müssen, wenn sie fruchtbar werden sollen; er darf sich daher nicht selbst überlassen bleiben. Weislich hat also auch die menschliche Gesellschaft dafür gesorgt, daß sie einer gewissen Classe von Menschen vorzugsweise die Erziehung der Bürger, und ihre zu gesellschaftlichen und moralischen Verbindungen nothwendige Ausbildung, übertrug.

Hier haben wir also eine Bestimmung des studierenden Jünglings, zu der er sich vorbereiten soll.

Bey alle der guten Fürsorge für die eigentliche Bildung der Menschen nach den Gesetzen eines vernünftigen Denkens und Wollens, würde der Staat nichts desto weniger immer noch ein unordentliches, und vielen Zerrüttungen unterworfenes System seyn, wenn nicht auch auf äußere Ordnung und strenge Gerechtigkeitspfle-

ge gehalten würde; denn viele Menschen handeln nicht gesetzmäßig aus Überzeugung, oder aus innerm Drang der Pflicht; bey diesen muß der äußere Zwang eintreten, der sie zwar nicht besser. aber doch für das Ganze so ziemlich unschädlich macht. Diese Sorge für äußere Ordnung und Gerechtigkeitspflege liegt wieder auf einer besondern Classe von Menschen, und zu dieser wollen viele der Studierenden einstens auch gezählet seyn.

Der Gesundheitszustand eines Volks ist endlich noch ein Hauptaugenmerk des Mannes, der die Menschheit schätzt. Und wirklich hat der kluge Theil der Menschen darauf Bedacht genommen, daß man diese wichtige Angelegenheit ebenfalls wieder zu einem besondern Gegenstand des Forschens und Denkens einer besondern Classe von Menschen machte.

Hier haben wir die drey Hauptbestimmungen, in welche sich der Beruf des studierenden Jünglings auflöst. Er soll Lehrer, Erzieher, Richter und Gesetzgeber, Beförderer und Erhalter der Gesundheit seines Volkes werden. In der That edle und viel umfassende Bestimmungen! Denn durch diese soll eigentlich die menschliche Gesellschaft zusammen gehalten werden. Ohne Sittlichkeit ist keine eigentliche gesellige Verbindung denkbar; ohne Sittlichkeit und ohne einen gewissen Grad von innerer Güte des großen Theils, ist jeder Zwang fruchtlos ohne gewissen Zwang und ohne strenge Gerechtigkeitspflege ist der Rechtschaffene gegen die

Anfälle des Bösewichts, nicht genug gesichert, und ohne eine gute physische Gesundheitsconstitution, stocken die Kräfte, die doch die ganze Masse beleben müssen. Niemand wirkt also so eigentlich zum Wohl des Ganzen, als der studierende Jüngling, wenn er einmahl auf seinem angewiesenen Posten stehet.

Aber so wichtig diese Bestimmungen sind, eben so wichtig muß dem Studierenden auch die verhältnißmäßige Vorbereitung dazu seyn. Denn um Lehrer und Erzieher seines Volks zu werden, wie viel Verstands- und Herzensbildung gehört nicht dazu! Der Mensch bringt es in jedem Fache ohnehin durch lang fortgesetztes Arbeiten nur bis zu einem gewissen Grade von Vollkommenheit; und die Ausbildung unseres Verstandes ist am allerwenigsten das Werk eines Tages oder einiger Jahre; noch weniger die Frucht eines in Gemächlichkeit und in träger Ruhe zugebrachten Lebens. Das Beyspiel von Männern, die es in der Bildung ihres Verstandes weit gebracht, und sich einen Schatz von Kenntnissen gesammelt haben, kann uns hiervon zur Genüge überzeugen. Also, Arbeiten ist das Loos des Jünglings, wenn er seinen Beruf einstens ganz und mit Würde ausfüllen will; er muß mehr als oberflächliche Kenntnisse mitbringen, wenn er nutzen, wenn er andere gründlich belehren will. Gründliches Studieren muß ihm also über alles angelegen seyn; und dazu wird er gewiß nicht aufgelegt seyn, wenn er sich jugendlichen Zerstreuungen, unnützen Tändeleyen, zweckwidri-

gen, ich will nicht sagen, schädlichen Verbindungen überläßt. In der Seele des Jünglings muß Ruhe seyn, wenn er die nüchternen Geschäfte des Studierens mit Eifer und Geistessammlung betreiben soll. Das jugendliche Feuer, das in ihm glimmt, soll die Ehrbegierde, die Geschäftigkeit und den Wetteifer in ihm entzünden und unterhalten.

Als künftiger Lehrer und Erzieher seines Volks, muß und kann der Jüngling noch nicht zufrieden seyn mit der Bildung seines Verstandes, auch Herzensgüte muß er in einem sehr hohen Grade besitzen. Denn Kenntnisse, die wir nicht praktisch üben, können unmöglich unsere volle Überzeugung angenommen haben. Und ein gutes Beyspiel macht die Tugend oft liebenswürdiger, als der größte Aufwand von Beredsamkeit. Vom Studierenden kann man schon jetzt mit Recht erwarten, daß er sich unter dem größern Haufen durch eine sittliche Lebensart, und überhaupt durch Lebensweisheit auszeichne. Denn nur er hat alle jene schönen Gelegenheiten, die dazu gehören, um keine seiner Verstandes- und Gemüthsanlagen unangebaut zu lassen; denn wie viel hat er hier nicht vor dem Land- und Gewerbsmanne voraus? Dieser muß seinem gröbern Gewerbe einen Theil der Ausbildung seines Geistes, als seines bessern Theils, aufopfern; da dieser in seinem Verhältnisse nothwendiger Weise die Kraft seines Körpers mehr üben muß, als seine Geistesfähigkeiten, so verliert er mehr dabey, als er gewinnt. Denn die Vorzüge des Geistes blei-

ben ewig, und die Kräfte und Fertigkeit des Körpers fallen mit demselben auch hinweg. — Der studierende Jüngling sollte es daher immer mehr lebhaft fühlen, wie vorzüglich und vortheilhaft sein Beruf ist, wenn er denselben recht benutzt. Niemand kann so eigentlich das werden, was der Mensch als ein zum Denken und zur höhern Veredlung geschaffener Geist werden soll. Niemand arbeitet so eigentlich und so zunächst zu seiner letzten Endbestimmung hin, als der Studierende. Die Geschäfte des Studierenden beziehen sich auf seine wesentliche und ewige Bestimmung. Denn niemand wird dazu geboren, um bloß zu graben, zu pflügen, um Gewerbe oder Künste zu betreiben, oder überhaupt nur Hände und Füße und die Muskeln seines Körpers zu bewegen. Das sind nur Mittelgeschöpfe, die den Hauptzweck des Menschen befördern, oder vielmehr, die dem Menschen zur Erreichung desselben die nöthige Existenz erhalten sollen. Wie schätzbar sollte daher jedem Studierenden sein Beruf seyn. Cicero und mit ihm so mancher alte Weise, hielten nichts für göttlicher und vortrefflicher, als Philosophiren. Den Mann, sagt Cicero, der philosophirt, der seinen Geist durch Denken und Forschen übt, stelle ich neben die Götter hin. Wie noch theurer muß erst heut zu Tage dem Studierenden sein Beruf seyn, da sich die Masse der menschlichen Kenntnisse um so vieles erweitert hat, da ihm also Kenntnisse dargebothen werden, die der alte weise Mann noch nicht kannte!

Wahr-

Wahrhaft, Jüngling, deine Kälte, mit der du deinem Berufe obliegst, deine Nachläßsigkeit im Studieren, ist dir auf immer unverzeihlich!

Vierte Betrachtung.

Ueber den Fall des ersten Menschen.

Text.

Daher herrschte der Tod von Adam an bis auf Mose, auch über diejenigen, die nicht gesündiget haben auf die Weise, wie Adam. Röm. V. 14.

Nie kann uns die Sünde ausgebreiteter in ihren Folgen, gräßlicher in ihren Wirkungen, und verwüstender für die Menschheit erscheinen, als im ersten Falle unseres Stammvaters Adam. Entzückend ist das Bild, das man uns von der glücklichen Periode des ersten Menschenpaares entwirft. Ganz mit allen den Anlagen ausgerüstet, die zur Bestimmung des Menschen nöthig waren, kam Adam und seine Gehülfinn aus den Händen seines Gottes. Die angenehmste Gegend des Orients war ihnen zum Wohnorte angewiesen; der reichlichste Segen der Natur strömte ihnen von allen Seiten herbey. Jeder ihrer Sinne war offen für die reinsten Vergnügungen der Na-

tur. Noch regte sich keine trübe Leidenschaft in ihnen; keine Begierde nagte an ihrem Herzen, das ganz Zufriedenheit war. Alles um sie herum stimmte in ihre Wünsche ein, und die ganze Allheit war der schönste Einklang in die Empfindungen der Seele. Aber sie dauerte nicht lange, diese glückliche Periode. Adam hatte ein Verboth, von einer gewissen Frucht nicht zu essen. Soll es uns hier erlaubt seyn, den wohlthätigen Absichten des Schöpfers nachzuforschen: so können wir voraussehen, daß sie der hohen Bestimmung gemäß waren, zu der der Mensch heranwachsen sollte.

Die Frucht muß dem Menschen einmahl schädlich gewesen seyn; und da sehen wir an Gott den liebenswürdigen Vater, der sein unerfahrnes Kind vor dem Gifte warnet, daß es für Süßigkeit verschlingen könnte; damit konnte nun auch die Absicht, den Menschen zu einem moralischen Geschöpfe zu bilden, verbunden seyn. Gehorsam gegen das Gesetz ist das Wesen der Moralität; und der Mensch bringt es in jeder Tugend nur durch Übung zu einem gewissen Grade von Vollkommenheit. Jede Anlage will geübt seyn, wenn sie sich wirksam zeigen soll. Frühes Anhalten zum Gehorsame, habe er auch etwas dem Scheine nach Geringfügiges zum Gegenstande, wäre also eine weise Erziehungsmaxime, die gewiß ihren guten Einfluß auf die künftige Moralität des Menschen haben müßte.

Und scheint es nicht, als habe sich der Schöpfer eben derselben bedient? Dieses Ver-

both hatte also die weisesten Absichten, und war ganz dem Kindessinne des ersten Menschen, zwar mit eingeschränkten und ungeschwächten, aber noch unausgebildeten Kräften, angemessen. Der Schöpfer, der alles mit einem so richtigem Blicke umfaßte, hatte gewiß auch die Möglichkeit der Erfüllung des Geboths, mit seiner Natur und alle seinen Verhältnissen abgemessen; der Versuchung gegenüber, wenn sie ihn anwandeln sollte, hatte er dem ganzen Reichthum der paradiesischen Gegend ausgebreitet. Und im Überflusse so vieler Dinge, und bey der Befriedigung aller Bedürfnisse, ist es ja etwas leichtes, ein oder das andere zu meiden. Die hier erforderliche Selbstverläugnung fordert eben noch keine Geistesstärke, wie sie zu höherem Tugendkampfe nöthig ist, und wie man sie von einem Kinde noch nicht fordern kann. Allein, Adam entsprach den Absichten des Schöpfers nicht. Er aß die Frucht, und mit ihr Tod und Verderben, das sich heute noch durch die Menschheit forterbt.

Der Mensch war nun im Ganzen das vollkommene und glückliche Geschöpf nicht mehr, wie zuvor. Mit dieser ersten Sünde kehrte so zu sagen, der ganze Schwarm von Leidenschaften bey dem Menschen ein; unzählige Begierden schlichen sich in das nun schuldige Menschenherz, und gehen von einer Generation auf die andere über.

Dem ersten Sünder folgten die übeln Folgen der Sünde auf dem Fuße nach. Kaum war

die Sünde begangen: so zeigte sich die Gewissensunruhe, jene unvermeidliche Störerinn aller unserer Zufriedenheiten. Es zeigte sich nun vielleicht eine noch nicht gesehene auffallende Naturerscheinung. Es fuhr ihnen ein Blitz in die Augen; und siehe, Adam und seine Gehülfinn verkriechen sich hinter Gebüsche, um ihrem Schrecken zu entgehen, der sie aber doch überall verfolgte. Gerade wie ein Kind, das sich einer Sünde wider den Willen des Vaters bewußt ist, alles zu seiner Strafe bestimmt glaubt, was ihm aufstößt, und seine Bangigkeit überall mit sich herumträgt, oder sie durch jede Veranlassung aufgeregt fühlet. Hatte auch die Natur nicht auf einmahl eine andere Gestalt vor Adam angenommen, wie es auch wirklich nicht geschehen ist, so sah doch wenigstens der erste Sünder jetzt alles mit andern Augen an. Der Himmel war für ihn nicht mehr so heiter, die Erde nicht mehr so lachend, die Thiere nicht mehr so zahm, und jeder Genuß der Natur nicht mehr so wohlschmeckend; denn die Quelle aller Unzufriedenheit, das eigene Herz, hatte sich getrübet, und da gibt es keine ungemischten gramlosen Vergnügungen mehr. Denn der jedesmahlige Zustand unserer Seele modificiret alle Empfindungen, und was uns jetzt angenehm scheint, kann uns ein anderes Mahl äußerst mißfallen.

Ist uns daher, Jünglinge! unsere Seelenruhe lieb, wünschen wir uns einen offenen Sinn für die Freuden des menschlichen Lebens, eine heitere Aussicht auf die Zukunft, und einen stillen

Rückblick auf die Vergangenheit, so lassen wir die Sünde doch ja nicht in unser Herz einschleichen; denn so wie das Bewußtseyn innerer Tugend die Übersicht rechtschaffener Handlungen, die dem Scheine nach unglücklichsten Menschen immer aufrichtet, und ihnen von Innen eine unversiegbare Quelle der Freuden und Zufriedenheit wird: so vergiftet die Sünde jeden Freudengenuß, verbittert jede Annehmlichkeit unseres Lebens, und bringt so zu sagen, alles gegen uns auf, was mit unsern Wünschen und Neigungen zuvor übereinstimmte. Das Gefühl einer schändlichen That ist drückender für den Menschen, als jede andere unangenehme Empfindung. Denn da gibt es keine edle und unedle Gemüthseigenschaft, um diesem Gefühle zu widerstehen, oder es für allezeit zu unterdrücken. Der stoische Weise rühmt sich jener Geistesstärke, welche ihn gegen jeden Schmerz fast gefühllos macht. Und wirklich gab es auch von je her Männer, die sich gegen das Ungemach des menschlichen Lebens, mit einer Geistesstärke gewaffnet hatten, die durch nichts besiegt werden konnte Für sie war jedes Feuer zu schwach, jeder Dolch zu stumpf, jede Folter zu kraftlos, als daß sie denselben untergelegen wären Allein der Marter des Gewissens kann niemand widerstehen. Der Leichtsinn, die Zerstreuung kann zwar dasselbe auf einige Zeit besänftigen, aber seine Empfindungen kehren mit doppelter Lebhaftigkeit zurück; und wenn es Anfangs nur vorübergehende Gewissensbisse waren, so gehen sie endlich in den unerträglichsten Zustand des

Mißmuthes, der Melancholie, und wenns noch weiter kömmt, in Verzweiflung über. Denn was wird das Andenken unserer Sünden aus dem Herzen tilgen? Wer wird uns sagen können, daß wir edel und rechtschaffen gehandelt haben, wenn unser eigenes Gefühl in uns das Gegentheil sagt? Und der nähmliche Gedanke, die nähmliche Empfindung wird endlich bleibender Seelenzustand, wenn sie lange im Herzen genährt wird.

Die Sünde hat also den schlimmsten Einfluß auf die Zufriedenheit des Menschen, und sie macht ihn unfähig zu jedem Genusse der Vergnügungen, die uns das Leben darbiethet; und wenn sie uns auch auf einige Augenblicke froh macht, so raubt sie uns eben dadurch den Sinn für künftige Freuden.

Fünfte Betrachtung.

Text.

Und es waren Hirten in jener Gegend, die die Nachtwache hielten über ihre Herde; und der Engel des Herrn nahte sich ihnen, und Gottes Glanz umglänzte sie, und sie fürchteten sich sehr. Da sprach der Engel zu ihnen: Fürchtet euch nicht, denn sehet, ich verkündige euch eine große Freude, woran das ganze Volk Antheil nehmen wird. Luk. XI. 8 bis 10.

Die Geburt des Messias war zunächst für die Juden, wie sie ihn damahls erwarteten, die fro-

heste Erscheinung, die diese Nation beglücken soll-
te. Die göttliche Vorsicht, die immer ihre größ-
ten Absichten allmählig ausführet, hatte schon
lange zuvor die Erwartung eines solchen Gottes-
gesandten rege, und das Bedürfniß seiner endli-
chen Erscheinung unter den Menschen, sichtbar zu
machen gesucht. Der Messias sollte nicht auftre-
ten, wie ein Deus ex Machina auf der Bühne.
Der Regent der moralischen Welt suchte seine
Fügungen immer an den Gang der Dinge nach
den einmahl angenommenen unveränderlichen Ge-
setzen anzupassen. Die Geburt Jesu Christi war
also nichts Unerwartetes. Sie war gerade in
den damahligen Zeiten jene große Veränderung,
auf die man vorzüglich unter den Juden gespannt
war. Die Wünsche der Juden hatten eine be-
stimmte und positive Richtung, wo der Heide mit
seinem Sehnen und Erwartungen nur im Allge-
meinen herumirrte. Diese Nation, die Gott zeit-
her vorzüglich dazu brauchte, um reine Gottes-
kenntniß, und eine für den jedesmahligen Grad
von Cultur mögliche Tugend zu erhalten, sollte
nun auch dazu dienen, eine allgemeine Reforma-
tion der Menschheit unter die Völker zu bringen.
Aus Israel sollte das Heil kommen, wie sich
biblische Schriftsteller ausdrücken. Hätte man
nicht erwarten sollen, daß eine so lang gewünsch-
te Ankunft eines Messias, eine allgemeine Sen-
sation machen sollte? Sollten nicht vorerst die
Vornehmsten unter den Juden Rechnung auf die
Nachricht von einer so glücklichen Erscheinung
gemacht haben? Allein, alles geschah gegen ihre

Erwartung. Die Ankunft dieses lang gewünschten Gottesgesandten, war so geräuschlos für die große Stadt Jerusalem, den Stolz des Judenvolkes, daß man da lange nichts davon bemerkte, und nur durch ein Ungefähr nach einiger Zeit aufmerksam darauf wurde. Nur einfältige Hirten genoßen des himmlischen Glückes, durch außerordentliche Himmelsbothen, und durch einige außerordentlich große Erscheinungen von der großen Erscheinung des künftigen Weltheilandes benachrichtiget zu werden. Die Vorsicht hat dieß ohne Zweifel nicht ohne weise Absichten gethan; denn Gott wirkt nie, wie die Menschen, absichtslos. Mit dem geringsten Umstande verbindet er die wichtigsten und bedeutendsten Absichten.

Mich dünkt, ich finde hier schon jene besondere Rücksicht Gottes, die in der Folge bey Ausbreitung des Christenthums, selbst immer auf den großen, sonst verächtlichen Haufen von Menschen gemacht wird. Hiermit will ich nicht sagen, als wenn Gott partheyisch wäre, und einen Unterschied des Standes und der Geburt kennte. Gott gibt jedem so viel als er braucht und fassen kann. Da aber doch Gott seine Gaben niemanden aufdringt, und die Menschen immer als ein selbstständiges Wesen behandelt, so ist seine Hand auch da ergibiger, wo er mehr Empfänglichkeit für seine Wohlthaten sieht; oder vielmehr, die wohlthätigen Wirkungen seiner Fürsorge äußern sich da mehr, wo sie gute Aufnahme und ein besseres Gedeihen finden. Hieraus muß man sich ohne Zweifel jene Erscheinung erklären, daß die gött-

liche Anstalt des Christenthums zuerst, und vorzüglich unter der großen und verächtlichen Menschenclasse sich festsetzte, und da ihr erstes Wachsthum fand. Man hat diese Erscheinung zu gehässigen Einwendungen gegen die christliche Religion gemißbraucht. Allein wir können sie zu unserer Besserung und unserer eigenen Erbauung benützen.

Die christliche Tugendweisheit ist so einfach, wie die Tugend selbst. Sie scheint ganz für den schlichten, geraden Sinn, oder den gesunden Menschenverstand gemacht zu seyn. Es braucht daher gar keine gelehrte Speculation, um sie brauchbar zu finden; im Gegentheile Vernunfts-Grübeleyen scheint sie ganz zu scheuen. Daher hat es unter dem sceptisch denkenden Haufen unsere sogenannten Weisen, so viele Feinde dieser göttlichen Religion gegeben, und daher findet sie heute noch bey dem gemeinen Haufen von Menschen eine größere Achtung, als unter der Menschenclosse, die auf höhere Kenntnisse Ansprüche macht. Wahrlich, es muß uns auffallen, wenn wir heute den gemeinen Mann, der ein gutes, unverdorbenes Herz, und dabey wenig Kenntnisse hat, so voll Achtung gegen christliche Religionsübung sehen, und bey den Studierenden so viel Kaltsinn bemerken. Man muß dabey mit Grunde fürchten, daß, wie ehemahls Christus Wort für die Armen und Verachteten eine Quelle des Heils, und für die Reichen und Angesehenen ein Stein des Anstoßes, und die Ursache ihrer Verwerfung war, so auch heute der unge-

lehrte und gemeine Menschenverstand bey eben dieser Religion seine endliche Beruhigung und sein ewiges Glück findet, wo der studierende Kopf sich an derselben ärgert, und sich schon hier den göttlichen Tröstungen, nothwendig auch Gottes Offenbarung entzieht, und eben dadurch seinem künftigen Verderben entgegenarbeitet.

Wir sehen daraus, daß die Bereicherung unseres Verstandes, durch die mannigfaltigsten Kenntnisse, noch nicht hinreichend sey, unsern moralischen Sinn zu erhöhen und zu nähren, und uns die Freuden der Religion genießbar zu machen. An Veredlung unseres Herzens müssen wir zugleich arbeiten, unsere Leidenschaften zu mäßigen, und unser Herz gut zu machen suchen. Dieß können gelehrte Kenntnisse entweder gar nicht, oder nur zum Theil bewirken; nachdem man entweder einige oder gar keine moralische Anwendung davon macht, und sich ihrer zur bloßen Befriedigung des Ehrgeitzes bedient.

Wir müssen vorerst unsern moralischen Sinn zu wecken suchen; dieser moralische Sinn strebt dann nach einem gewissen religiösen Gefühle, das uns Offenbarung einflößt. Dieser moralische Sinn, und das damit verbundene religiöse Gefühl sucht Nahrung, wo es dieselbe findet, nimmt alle vernünftigen Hülfsmittel an, um sich derselben zu diesem Ende zu bedienen. Und dann erst entstehet Achtung gegen Religionsübung in uns; Herz und Verstand müssen also zugleich oder mit wechselsei-

tigem Entschlusse auf einander sich ausbilden, wenn uns Religion theuer und verehrungwürdig werden soll, und wenn wir bey allen unsern gelehrten Kenntnissen Ruhe und Trost für unser Herz finden wollen.

Sechste Betrachtung.

Text.

Als sie dieses hörte, wußte sie sich nicht zu fassen, und dachte, was dieß wohl für ein Gruß seyn möchte. Luk. I, 29.

Wenn wir die Geschichte der Jungfrau Maria etwas genauer überdenken, so hat sie sich von einer der schönsten Seiten ihres Herzens gezeigt. Der himmlische Bothe machte ihr die schönsten Lobsprüche, pries sie glücklich vor allen Weibern der Erde, nannte sie die Gottesgesegnete. Aber eine edle Bescheidenheit streckte ihren Blick zur Erde nieder. Die Einfalt ihres anspruchslosen Herzens will sich nicht mit den ausgesuchten und außerordentlichen Ehrenpreisungen vertragen, die ihr der Engel machte.

Ein edler und nachahmungswürdiger Zug, den wir zu unserer Erbauung auffassen müssen. Wir wollen uns daher selbigen noch mehr entwickeln.

Bescheidenheit, Modestie, ist eine herrliche Tugend, so mild wie Abendroth dämmert sie aus dem Auge des Jünglings, macht ihn überall beliebt, und gibt allen seinen Handlungen und Reden einen gewissen gefälligen Anstrich. Modestie ist der Zügel von Eigenliebe, Stolz und Anmaßung; sie schätzt den Menschen, und fliehet nichts mehr, als Beleidigung anderer. Ein gewisses delicates Gefühl läßt sies empfinden, was für andere, der Wahrheit und Billigkeit unbeschadet, doch immer angenehm gethan und gesagt seyn mag. Sie fügt sich daher gar oft in fremde Launen, weiß immer jeder Collision ihrer eigenen Wünsche, Neigungen und Leidenschaften, mit denen eines andern, auf das geschickteste auszuweichen. Widerspricht sie, so geschieht es immer gelassen, sanft und freundschaftlich; vertheidigt sie sich gegen fremde Angriffe, so geschieht es nie auf Unkosten anderer, sie nimmt immer Rücksicht auf Zeiten, Ort, Person und alle übrigen Nebenumstände; sie übertreibt nie ihre Forderung, die sie an andere macht. Hat sie Vorzüge vor andern, so läßt sie sie andern nie absichtlich fühlbar werden; im Gegentheile, sie sucht immer ein gewisses Gefühl der Gleichheit im Verhältnisse gegen andere, die wirklich tiefer stehen, beyzubehalten. Wenn es darauf ankommt, über sich selbst abzusprechen, so ist der Bescheidene immer schüchtern, er wägt jedes seiner Worte, und sagt allezeit weniger, als er mit Recht von sich sagen könnte. Macht ihm ein anderer große Lobsprü-

che, so behagt ihm dieß nicht durchaus, wie den Eitlen, der sich ganz vollkommen, und jedes Lob für sich noch zu gering glaubt; er kehrt seinen Blick in sich zurück, und wünscht im Geheim, daß er das, was man an ihm rühmt, doch wirklich, oder wenigstens in einem noch höhern Grade besitzen möge. Diese Verlegenheit, in die er auch durch verdientes Lob gesetzt wird, ist eine Folge seines edlen, und gegen jedermann schonenden Sinnes; denn vielleicht daß da sein Lob andere stechen, und den giftigen Neid aufwecken möchte; und der Bescheidene will sich doch immer der Denk- und Sinnesart eines jeden, so weit es erlaubt und thunlich ist, anpassen. Er schickt sich in die menschlichen Neigungen und Leidenschaften, und schwimmt nie gegen den Strom. Nachgibigkeit ist eine Lieblingstugend des Bescheidenen. Starrsinn und leidenschaftliches Beharren auf der einmahl angenommenen Handlungsart, ist ihm über alles verhaßt. Kurz, der Bescheidene fügt sich in die Welt, die ihn zunächst umgibt. Handelt zwar immer nach rechtschaffenen Grundsätzen, und bleibt ihnen unveränderlich getreu; aber weit entfernt ist er von jener steifen Andacht, die überall anstößt, weil sich die Welt nach ihm, und sie sich nicht nach der Welt bequemen will, die alle Menschen in eben jene Form gegossen zu sehen wünscht, die sein Herz einmahl angenommen hat.

Das sind einige der allgemeinsten Züge von Modestie; wir wollen sie nur etwas bestimmter

in Anwendung auf den studierenden Jüngling zeichnen.

Die ersten und gewöhnlichsten Versuchungen, wo sich der studierende Jüngling gegen Modestie verfehlen kann, ist der Werth, den er auf seine erworbenen Kenntnisse setzt. Niemand ist so leicht in Versuchung, seine Kenntnisse über das Maß zu berechnen, als der junge Mann, der erst einige Schritte im weitschichtigen Felde der Litteratur vorwärts gethan hat. Sein Gesichtskreis ist da noch sehr enge, und er steckt sich die Gränzen seiner Wissenschaft viel näher, als sie wirklich an sich sind; denn vielleicht erreicht er sie in seinem Leben nie, und der junge Mann glaubt bald am Ziele zu seyn; daraus entstehet der überspannte litterarische Stolz, der den Jüngling bey gewissen Veranlassungen so oft gegen die Modestie sündigen läßt. Es widerspricht ihm z. B. ein Mann von gesetztem Alter, von längerem Forschen und von mehreren Erfahrungen. Nun gärts auf einmahl in der Brust des Jünglings, und wildbrausend strömt ihm seine Weisheit aus, um jeden Damm zu durchbrechen, der sich ihm entgegenstämmt. Das wäre nun wohl nach jedem echten Gefühle unbescheiden gehandelt. Oder der Studierende wollte sich entweder auf eine offene, oder wenigstens versteckte Weise in seinen Kenntnissen jedem an die Seite setzen, der doch gewiß in seiner literarischen Laufbahn um ein weiteres vorgerückt ist; das hieß nicht nur unbescheiden, sondern sogar unverschämt. Der beschei-

dene junge Mann hört alles aufmerksam an, was für oder wider ihn gesagt wird, er hört nicht bloß, um es nur zu widerlegen, sondern um zu prüfen, und was Neues zu lernen. Nimmt er auch das von andern Gesagte nicht immer in seine Überzeugung auf, so schärft er doch wenigstens seine Urtheilskraft, und wenn auch das Gesagte unbrauchbar für ihn ist, so ist doch eine nähere Prüfung desselben vortheilhaft genug für ihn; und nichts wird so geringfügig seyn, das nicht verdiente geprüft zu werden. Mancher vielleicht oberflächlich hingeworfene Gedanke, enthält bey näherer Entwickelung den Kern zu einem weitschichtigen Systeme in sich. Man darf sich hier nur im Gebiethe einer oder der andern Wissenschaft umsehen.

Die Modestie des Jünglings hat zwar viele Gelegenheiten, sich so oder anders zu äußern; ich will aber doch jetzt nur bey dem angemerkten Falle verweilen, denn an keiner Klippe scheitert die Bescheidenheit des studierenden Jünglings so leicht, als an der richtigen Schätzung seiner eigenen Kenntnisse. Man darf nur in der Gesellschaft, die aus Leuten verschiedenen Alters gemischt ist, einige Beobachtungen hierüber anstellen; und man wird bald Belege zu meiner Behauptung auffinden können. Empörend ist es für jeden, der alles nach richtigen Verhältnissen zu schätzen weiß, den jungen Mann so dreust dem Greise widersprechen zu hören. Empörend ists, den Jüngling so voll Anmaßung über Dinge absprechen zu hö-

ren, die der im Denken ergraute Mann doch immer noch für problematisch hält.

Bescheidenheit also sey des studierenden Jünglings erste Sorge. Bescheidenheit nur gibt ihm erst die Achtung, die er wirklich verdient.

Siebente Betrachtung.

Text.

Als sie dieses hörte, wußte sie sich nicht zu fassen, und dachte, was das wohl für ein Gruß seyn möchte. Luk. I. 29.

Wir haben letzthin gesehen, wie sich der junge Mann in der Schätzung seiner Kenntnisse selbst gegen Bescheidenheit, diese himmlische Tugend, versündigen könne; aber es gibt noch mehrere Gelegenheiten, wo er sich gegen dieselbe verstoßen kann. Der studierende Jüngling hat es nicht bloß mit wissenschaftlichen Köpfen zu thun; seine Verhältnisse sind weit mannigfaltiger, und eben so mannigfaltig ist auch die Art, Modestie zu zeigen, oder sich gegen dieselbe zu verfehlen. Denn diese Tugend erscheint unter unzähligen Gestalten; sie nimmt eben so viele Seiten an, als die äußern Umstände und Verhältnisse sich wenden. Der studierende Jüngling muß vor allem Modestie gegen seine Kostleute zeugen

Ein Hauptzug von dieser Tugend ist Nachgibigkeit, Schonung, Mäßigung jeder Art, und ein

ein sanftes Anschmiegen an die Wünsche, Bedürfnisse und äußere Umstände unserer Mitmenschen. Der bescheidene Student übertreibt daher nie seine Forderungen an seine Kostleute; er opfert sogar manch Mahl der Billigkeit und dem menschenfreundlichen Sinne etwas von dem strengen Rechte auf, welches ihn vielleicht zu andern Maßregeln befugen könnte. Er sucht immer eine gelinde Seite hervor, um das Unangenehme in seinen Begegnissen zu mildern; er nimmt Rücksicht auf jeden noch so versteckten und geringfügigen Umstand, und dieser sogar hat einigen Einfluß auf sein Urtheil. Menschenfeindliches Zürnen, Poltern und Schimpfen ist daher am wenigsten seine Sache. Unbescheiden wäre es z. B. in einem mittelmäßigen Bürgerhause eben die niedliche Zierde und Delicatesse zu fordern, als in einem glänzenden Palais; unbescheiden wäre es, bey Leuten, die Nahrungs- und andere Haussorgen drücken, deren Gewerbe kraftlos ist, immer die Accuratesse in der Bedienung zu verlangen, wie sie der Herr verlangt, der zur Befriedigung jedes seiner Bedürfnisse besondere Menschen absichtlich bezahlt. Unbescheiden wäre es z. B. von einem mittelmäßigen Gewerbsmanne, eben die Feinheit in der äußern Lebensart zu erwarten, worauf man nur bey einem Menschen von edlerer Erziehung Anspruch macht. Mit einem aufrichtigen, bieder gutem Herzen muß man da vorlieb nehmen.

Noch gibt es eine besondere Art von Unbescheidenheitssünden, die sich der studierende Jüngling kann zu Schulden kommen lassen, ich meine

die unbescheidene Äußerung seiner übelverstandenen oder auch nur halb verdauten Schulsätze, oder auch seine an sich ganz richtigen Gesinnungen. Solche unbescheidene Jünglinge schaden sich, schaden ihrem Lehrer, und schaden denen, welchen sie sich mittheilen. Ich könnte mich hier auf Erfahrungen aus der neuesten Zeitgeschichte berufen. Der Jüngling tritt z. B. in ein neues wissenschaft-Feld. Hier frappirt ihn anfänglich alles: er hört Lehrsätze, die gar nicht in seine bisherigen Trivialkenntnisse passen wollen. Aber nun glaubt er etwas Neues gehört zu haben, das tausende seiner Mitmenschen nicht wissen; voll Dranges, andern etwas Unerhörtes sagen zu können, eilt er nach Hause, und wirft mit gelehrten Brocken um sich. Man staunt ihn an, ärgert sich. Man widerspricht ihm, dadurch wird er nur noch heftiger; es kömmt zu einem bittern Wortwechsel, und die Folge ist? Man klagt über den Unglauben der jungen Leute, über verderbliche Schullehren, die doch, richtig verstanden, und zweckmäßig angewendet, auf Sittlichkeit und Menschenwohl die wohlthätigsten Einflüsse haben können. Überhaupt müßte sichs der studierende Jüngling zum Gesetze machen, den religiösen Glauben seines bürgerlichen Hausgenossen nie anzutasten, wenn er die Kunst noch nicht verstehet, so etwas auf die rechte Art und Weise zu thun; und dieß läßt sich vom studierenden Jünglinge entweder gar nicht, oder nur äußerst selten erwarten. Denn nicht alles taugt für alle, und Schulkenntnisse sind nicht alle Mahl nach ihrem ganzen Gehalt und nach ihrer Form,

populäre Kenntnisse. Der studierende Jüngling schadet dabey der guten Sache immer mehr, als er derselben nützt.

Er ziehet seinem Lehrer Verdruß zu, macht seine Denkart bey Unaufgeklärten verdächtig, und dieß benimmt ihm dann die theure Achtung seiner Mitbürger. Noch schlimmer ist es, wenn ein verdorben Herz aus dem jungen Menschen spricht; denn es ist außer Zweifel, daß unser eigen Herz, das heißt, unsere Wünsche, Neigungen und Begierden immer den größten Einfluß auf unsere Überzeugung haben. Schiefe Neigungen des Herzens verdrehen auch die Grundsätze des Kopfes. Hier wäre es nicht nur unbescheiden, denn das wäre viel zu wenig gesagt, sondern es wäre lieblos und sittenverderblich, wenn ein solcher mit so schlimmen Grundsätzen, die gar keine Vernunftgründe für sich haben, sondern bloß aus einem verdorbenen Herzen entspringen, andere anstecken wollte. Und leider ist dieß der gewöhnlichste Fall bey jungen Menschen; denn lächerlich ist es, einen jungen Mann über gewisse Religionswahrheiten so dreist absprechen zu hören, über die sich Männer nach dem tiefsten lebenslänglichen Forschen noch nicht abzusprechen getrauten. Der junge Mann verdiente immer ausgezischt zu werden, der in einem Zirkel von redlichen Menschen über Religionswahrheiten so ganz oberflächlich, und doch sentenzenmäßig abspricht, die doch der ganzen Menschheit so heilig und interessant sind. Wenn es ein Zeichen von einem beschränkten Kopfe gibt, so ist unstreitig dieß das Zuverlässigste, wenn man

über vielumfassende Lehrsätze in einem Augenblicke ein ganz kathegorisches Urtheil fällen zu können glaubt. Denn ein solcher muß die Sache nur sehr einseitig betrachten, er sieht das Mannigfaltige nicht, in welches sich der Lehrsatz zergliedern läßt; er weiß nicht, was alles zu widerlegen oder zu beweisen ist, um über die Sache urtheilen zu können; er merkt nicht, was z. B für Vorkenntnisse dazu gehören, um sich an die Untersuchung selbst wagen zu dürfen.

Bescheidenheit also leite uns in jedem Umgange, in jedem Betragen gegen andere. Die Frucht davon wird Liebe und Achtung seyn, die wir uns bey jedem unserer gutdenkenden Mitbürger erwerben.

Gedanken
eines akademischen Bürgers
über
öffentliche akademische Disputationen
und
die damit verbundene Licentiaten- oder Docterwürde.

Der einzige Zweck vom akademischen Studieren ist und kann kein anderer seyn, als möglichste Vorbereitung, Bildung und Befähigung des jungen Mannes zu seinem künftigen Berufe, den ihm entweder der Staat über kurz oder lang bestimmt, oder in den er sich selbst auf Privat-Autorität versetzt; denn es läßt sich für den Staatsbürger ein zweyfacher Wirkungskreis nach dessen engern oder weitern Umfange bestimmen.

Man ist gewöhnt, zwey Classen von Staatsbürgern zu unterscheiden; in die eine gehört der

sogenannte Privat-, in die andere der öffentliche Geschäftsmann. Dieß Privatisiren hebt aber bey weitem nicht alle Verhältnisse zu dem ganzen Staatskörper auf. Unter Privatmann darf ich mir kein isolirtes, aus dem Kreise der Gesellschaft gleichsam hinausgeworfenes und excentrisches Ding denken; denn ein Privatmann in diesem Sinne hieße eigentlich ein Unding; nur dem auf eine entlegene Insel verschlagenen, von jeglichem Umgange getrennten, bloß für sich subsistirendem Bewohner einsamer und öder Wildnisse, ist es vergönnt, auf diese Art zu privatisiren. Wer aber einmahl unter Menschen leben will, wer die Vortheile des gesellschaftlichen Zusammenwohnens genießen, und seiner Menschheit sich freuen will, dem steht es nicht mehr frey, als exempt, als ganz unabhängig mitten unter Menschen so zu leben, als wenn man keinen Menschen neben oder um sich hätte, folglich wäre es Untreue gegen die Gesellschaft, Verläugnung gegen alle gesellschaftliche Pflichten, wenn es einen Privatmann in diesem Sinne gäbe. Der Privatmann ist hier derjenige, der sich nicht so unmittelbar des gemeinen Besten annimmt, der eigentlich nicht vom Staate besoldet wird, um demselben zu dienen. Privatmann ist derjenige, der sich selbst seinen Wirkungskreis bestimmt, dessen Geschäfte sich zunächst auf sein eigenes individuelles Wohl, und nur so weit auf das Allgemeine beziehen, als er selbst ein Mitglied der Gesellschaft ist, und mithin einen gewissen, sey es auch der tausendste oder

millionste Theil der ganzen Masse, repräsentirt. In einer Maschine gibt es verschiedene Triebwerke. Einige sind ganz unentbehrlich, und durchgreifen das aus den mannigfaltigsten Theilen zusammengesetzte Ganze. Das sind im Staate die öffentlichen Geschäftsmänner. Andere sind von weniger beträchtlichem Einflusse.

Der öffentliche Geschäftsmann unterscheidet sich also vom Privatmanne in zweyen Puncten. 1) Der Wirkungskreis des Geschäftsmannes ist weit umfassender, und sein unmittelbarer Zweck ist das allgemeine Wohl. Der Privatmann arbeitet in einer weit beschränkteren Sphäre, und arbeitet mehr unmittelbar, und oft mit nicht so ganz anschaulichem Einflusse auf das gemeine Wohl hin. — 2) Der Geschäftsmann wird von der Gesellschaft selbst zur Besorgung öffentlicher Geschäfte angestellt, seine Autorität ist also von dem Staate selbst sanctionirt. Hingegen der Privatmann wählt sich nach eigenem Gutbefinden sein Metier, das er will; bestimmt sich selbst die Gegenstände seiner Wirksamkeit, zeichnet sich selbst das Geleis seiner Geschäfte, in das er treten will; und der Staat sieht es ruhig mit an, billigt sein Unternehmen, verhält sich aber so lange ganz passiv dabey, bis der einzelne Bürger aus vielen Fächern eines sich wählet, das dem Ganzen zuträglich, und gleichsam schon zum Voraus im Staate aufgenommen ist. Verfehlt aber ein Individuum die Wahl, oder trifft es eine schädliche Wahl: so nimmt jetzt die Gesellschaft activen Antheil daran, welche in einem

Zurechtweisen, das zuweilen auch mit Zwang verbunden ist, besteht. — Wir haben also einen zweyfachen, wesentlich verschiedenen Beruf, zu dem sich der junge Mann in seinem akademischen Curse vorbereiten und geschickt machen soll. Allein, hier hatte ich vielleicht für manchen etwas Paradoxes gesagt. Es scheint ja doch, als wären die Akademien und Pflanzschulen künftiger Geschäftsmänner, oder öffentlicher Staatsbedienten; denn was sind Ärzte, Volkslehrer, Rechtsgelehrte, anders? Und sind dieß nicht die drey Classen, unter welche sich studierende Jünglinge bringen lassen? Geht nicht jeder schon zum Voraus mit der Hoffnung, zu einem dieser drey Fächer zu seiner Zeit vom Staate angewiesen zu werden, auf die Akademie? Ich gebe es zu, es ist zur Sitte geworden, daß jeder Studierende für seine akademischen gelehrten Arbeiten in der Folge entweder durch eine geistliche Pfründe, oder durch eine Gerichtsstelle, oder durch eine sogenanntes Physikat, belohnt zu werden hofft. Jeder studiert gleichsam auf Rechnung des Staates, er legt die Unkosten einsweilen aus, und glaubt in der Folge dafür vom Staate schadlos gehalten zu werden. Nicht sich selbst glaubt man zu arbeiten, nicht sich selbst glaubt man die akademische Bildung schuldig zu seyn. Man kennt fast durchaus keinen andern Zweck akademischer Studien, als eine künftige, recht vortheilhafte Versorgung; und was man einstweilen übernimmt, was man thut, das thut man auf Kosten des Staates. Schlagen die zuvor gefaßten Hoffnungen fehl,

kommt man nicht zu seinem Zwecke, so ist man gewohnt, über vergebliche Arbeit zu klagen, die Gesellschaft eines Unrechts zu beschuldigen, und seine ganze akademische Bildung als zwecklos und unnütz zu verwünschen; nur hier gilt die ciceronianische Sentenz nicht: dir pflügst du, dir säest, dir eggest, dir erndtest du selbst. Allein ist dieß nicht eines der Vorurtheile, daß noch von Mangel an Aufklärung, und der damit verbundenen Geringschätzung jeder Geisteskultur abstammt, und das folglich in eben dem Verhältnisse, als diese einen höhern Werth bekommt, geschwächt werden, und endlich gar alle seine Kraft auf hellere Köpfe verlieren muß? Öffentliche Versorgung, Anstellung zu einem Amte, darf also der einzige Zweck von akademischen Studien nicht mehr seyn, wenn anders wissentschaftliche Cultur in unsern Zeiten mehr Reitzendes für sich haben soll, als das dadurch zu erwartende Brot. Einem Zeitalter, das den Werth wissenschaftlicher Bildung noch nach andern Vortheilen, z. B. dem Broterwerben, als die, welche aus ihrer Natur fließen, und ihr wesentlich sind, bestimmt, kann man eben deßwegen noch wenig Cultur zutrauen. Die Akademie ist und soll eigentlich der Ort seyn, wo jeder, der Neigung und Kraft genug in sich fühlt, etwas mehr zu leisten, und also mehr Geistesbedürfnisse hat, als ein anderer, gleichsam den Grundstoff zu mancherley Kenntnissen einsammeln kann, den er in seinem Leben hindurch aus eigener Forschbegierde und Streben nach Wahrheit, mehr bearbeiten, be-

reichern, und nach verschiedenen Modificationen seinem Systeme entweder unterlegen, oder wenn er so glücklich seyn sollte, sich eine neue Bahn zu brechen, ihn als Veranlassung dazu benutzen kann. Akademien sind eigentlich der Mittelpunct von Nationalaufklärung; sie sind die unerschöpflichen Lichtquellen, aus welchen dasselbe in größerem oder geringerem Maße auf das Volk hinströmt; sie sind die den Musen und dem lichten Genius der wissenschaftlichen Cultur geheiligten Tempel, wo jeder Freund, jeder Anbether der Künste und Wissenschaften, seine Huldigung ablegt. Sie sind die fruchtbaren Pflanzungen, aus welchen jeder mildere Sprößling von Einsicht und Verfeinerung in die Provinz verpflanzt wird. Hier wird jeder eingeladen, den eigenes Geistesbedürfniß dazu auffordert; und dieß ist es eigentlich, was den Mann auf die Akademie hinziehen muß; nicht Broterwerb, oder eine bequeme Versorgung darf es seyn, denn das wäre selbst für die Künste und Wissenschaften entehrend, wenn man sie als ein Brotgewerb ansehen müßte. Akademische Studien sind also nicht ein ausschließendes Privilegium für künftige Staatsdiener, dergleichen Volkslehrer, Richter und Ärzte sind. Jede Geistesübung, jede bessere Einsicht, jeder höhere Grad von Cultur muß sich selbst lohnen, und wird es auch. Broterwerb muß bey weitem nicht der Hauptzweck des Studierenden seyn; denn dieser wird im Falle des Bedürfnisses selbst, als eine Beylage dem Edeldenkenden zufallen.

Es läßt sich überhaupt auf Akademien eine zweyfache Bildung unterscheiden, eine specielle und eine allgemeine, die der speciellen zur Basis dienen kann und muß. Es gibt nähmlich gemeinnützige und allgemeinere anwendbare, und nur für ein bestimmtes Fach interessante Studien; richtige Denkart, und ein verfeinerter und guter Geschmack, sind jedem unentbehrlich, und so zu sagen die Elemente jeder speciellen Kunst und Wissenschaft. Ihr Einfluß ist daher nach allen Seiten der ausgebreitetste und wirksamste. Das eine leistet die Philosophie, und das andere die Ästhetik. Philosophie mit Ästhetik verbunden, sind daher die eigentliche Vorbereitung des menschlichen Geistes zu jedem andern speciellen Studium, und einzig dazu gemacht, ihm jene Würde zu geben, der er fähig ist. So allgemein also dieß Bedürfniß für den menschlichen Geist ist; so allgemein muß auch das Gebieth akademischer Studien seyn. Wär diese Geistesbildung nun ein ausschließendes Bedürfniß, und dürfte es nun ein ausschließender Vorzug für die Diener des Staats seyn, so wäre es freylich richtig, daß Akademien nur als Pflanzschulen künftiger Staatsbedienten angesehen werden müßten.

Nachdem ich nun den Zweck akademischer Studien in einem kleinen Umrisse nach seinem möglichen Umfange dargestellt habe, so fragt sich nun: nun, was ist von den auf Akademien hergebrachten öffentlichen Disputationen, und der damit verbunden Licentiaten- oder Doctor-

würde zu halten? Was läßt sich für dieselbe für ein interessanter Zweck angeben, und in wie weit ist sie dem allgemeinen Zwecke akademischer Studien förderlich

Ich will zuförderst alle mögliche Zwecke aufsuchen, die sich für dergleichen akademische Acte und Solennitäten angeben lassen, und dann einen jeden derselben prüfen und durchmustern.

Der erste Zweck, der einem gleich in die Augen fällt, könnte der seyn: junge Leute, auf die die Stimme, oder das Interesse der Vernunft an sich nicht immer so mächtig wirkt, bedürfen noch eines andern Aufmunterungsmittels, das ihre regen Triebe mehr spornt, ihre Phantasie mehr beschäftige, und ihre Neigungen mehr anfacht, und also das ersetzt, was kalte Vernunftseinsicht bey ihnen nicht so ganz leistet. Ein solches Aufmunterungsmittel, das die Thätigkeit spornt, sind dergleichen öffentliche akademische Ehrenbezeugungen. Allein, wenn man nun zeigen könnte, daß dieses Mittel gerade unschicklich, und den Fortschritten in der Wissenschaft nicht nur förderlich, sondern auch nachtheilig wäre? Mir wenigstens scheint es so, als ließ sich so was von ihnen nicht erwarten, und darin bestätiget mich die Alltagsgeschichte akademischer Jünglinge, die ich um und neben mir zu beobachten Gelegenheit hatte.

Dergleichen Licentiaten oder promovirte Akademiker, glauben meistens das non plus ultra in ihrer Schulweisheit erreicht zu haben; sie dünken sich nun außerordentlich gelehrt, und

dieser ihre Gelehrsamkeit scheint mir selbst die akademische Feyer das Gepräge der Vollwichtigkeit aufgedrückt zu haben. Wenn auch je, bey irgend einer Veranlassung, bey dem jungen Doctor ein Zweifel aufsteigen sollte, ob er es auch soweit in der Vollkommenheit gebracht habe, so wird dieser doch bald wieder unterdrückt, wird durch die lebhaften Eindrücke von der ihm erwiesenen akademischen Ehre, auf eine sonderbare Art erhöhet. Der Herr Promotor, dessen Beyfall doch so vollwichtig und entscheidend ist, gab ihm ja das herrlichste Lob, die Herren Professoren des akademischen Senats zeugen für seine Gelehrsamkeit; wie ists möglich, daß er der Gelehrte nicht sey, für den man ihn ausgab, und woran er zu gewissen Zeiten selbst zweifelt. Nein, ein solches Gefühl von Schwachheit muß unrichtig seyn; vielleicht ist es Ängstlichkeit eines gerade in diesem Augenblicke übelgestimmten Gemüthes; wir dürfen ja ohnehin unsern Gefühlen nicht allezeit trauen, und diese müssen um so weniger gehört werden, wenn so viele glänzende Zeugnisse von außen für das Gegentheil vor uns stehen. Nun steigt auf einmahl die Einbildung des jungen Gelehrten wieder in eben dem Grade, als sie zuvor durch eigenes, vielleicht richtiges Selbstgefühl gesunken war, und er sieht sich wieder im Zenith seiner Aufklärung versetzt, von welchem ihm ungünstige Gefühle wegzurücken drohten. Mit erhitztem Kopfe steht er nun wieder an der

Spitze der Doctoren, und aller der erlauchten Männer, und weiß sich seine Schwäche so geschickt, und nach seinem Dafürhalten so gründlich zu verbergen, daß er die Selbsttäuschung dabey gar nicht merkt. Wie nachtheilig aber eine so stolze Selbstberuhigung der gründlichen Gelehrsamkeit sey, weiß jeder; und Cicero hat es schon sehr richtig vorgesagt: „Credo multos ad sapientiam pervenire posse, nisi se jam ad eam pervenisse putarent“

Hierzu kommt noch, daß die jungen Leute, die solche akademische Ehrenbezeugungen suchen, und für die ein solcher Bombast noch seine Reize hat, besonders zu einer übertriebenen Einbildung aufgelegt sind. Der junge Mann, der in einer bescheidenen Stille seine Studien abwartet, und ihnen von Herzen zugethan ist, wird sich nicht so leicht verführen lassen, in seinem Urtheile über sich selbst auszuschweifen; denn ihn blendet nicht äußeres Ceremoniell, ihm ist jede neue Idee, jede Berichtigung seiner alten, an sich schon Belohnung, und er weiß den Gehalt seiner Wissenschaft ruhig abzuwägen. Der Jüngling aber, der seine akademischen Arbeiten durch öffentlichen Beyfall, und durch ein Aggregat von Ceremonien gekrönt haben will, ist zum Voraus schon viel empfänglicher für solche überspannte Einbildung, denn ein solcher Wunsch setzt bey ihm schon ein gewisses Streben, äußerlich zu glänzen, von den Leuten als gelehrt angesehen zu werden, voraus; sich ruhig in sich selbst zu ver

schließen, ist daher ihre Sache nicht. Man könnte es gewissermaßen gelehrte Eitelkeit nennen; die aber noch immer erträglich und verzeihlich wäre, wenn sie nicht zu einem unerträglichen gelehrten Stolz ausartete. Er setzt schon eine jugendliche Phantasie eine gewisse Wärme des Herzens, das den Schein für Realität annimmt, und eine noch nicht so ganz solide Vernunft voraus, wenn es einem noch behagen soll, sich mit einem gewissen Gepränge auf die gelehrte Bühne zu stellen. Wie leicht ists nun, daß jugendliche Einbildung, durch deren akademische Feyerlichkeit bis auf einen gewissen Grad angefacht wird, wo richtige Beurtheilung nicht mehr zu erwarten ist? Alles wirkt hier zusammen, der Empfindung, dem gelehrten Selbstgefühle einen gewissen Schwung zu geben. Der junge Mann steht auf der Bühne da, umrungen von Männern aus allerley Ständen, alle Aufmerksamkeit ist auf ihn gerichtet; man zeichnet ihn durch gewisse Ehrenzeichen aus, und er steht gleichsam so recht zur Schau da, denn rings umher gratulirt man ihm zu seiner neuen Würde.

Unter diesen Umständen kann er unmöglich so ganz kalt bleiben; ein gelehrter Dünkel muß sich seines Kopfes bemeistern, und alles muß ihn auch wider Willen überreden, er müsse doch schon recht weit in der Weisheit gekommen seyn. Ich könnte viele Fälle aus dem Privatleben anführen, wo wirklich die Folgen einer solchen überspannten Einbildung eintrafen. Ich sah vie-

le junge Männer bis zu ihrer Promotion mit einer fast rastlosen Thätigkeit zu ihrem Zwecke hin arbeiten, allein mit der Promotion waren sie am Ziele ihrer gelehrten Laufbahn. Der Licentiat oder Doctorat schien ihnen nun alle fernere Anstrengung überflüssig zu machen. Es rührte dieß nicht von einer gewissen Schlaffheit, sondern von der so täuschenden Überredung her, daß sie nun wirklich Gelehrte, oder im Besitze der Gelehrsamkeit seyen, die ihnen mit der Doctorwürde auf immer ankleben würde. Kann einer also öffentliche Disputationen und die damit verbundene Licentiaten- oder Doctorwürde noch wohl für ein so schickliches Mittel ansehen, daß den Fleiß spornt, und dem Zwecke des Studierens, der gründliche, nicht ungebildete Gelehrsamkeit erheischt, so förderlich ist? Ich glaube, der junge Mann, der doch in seiner Denkart kein Kind mehr ist, müßte und könnte durch die wesentlichen Vortheile, die literarische Bildung gewährt, mehr gereitzt werden, als durch jedes andere in die Sinne fallende Ehrengepränge. Es würde dieß auch noch den Vortheil mit sich führen, daß man junge Leute auch allmählig gewöhnte, jedes Ding nach seinem innern Werthe zu beurtheilen; man würde ihn dadurch zu einer soliden und philosophischen Denkart einleiten, die nicht gewohnt ist, die Sache nur von ihrer glänzenden Seite zu betrachten. Er würde dadurch die Studien selbst, die echte Geisteskultur, nicht das vorübergehende

de

de Gepränge liebgewinnen, und wäre dadurch besser in den Stand gesetzt, wahren literarischen Werth zu bestimmen, und würde nicht so leicht in die Versuchung kommen, sich für allzugelehrt zu halten.

Vielleicht sollen dergleichen akademische Acte für den jungen Mann mehr eine Probe seiner Geschicklichkeit und seiner Talente seyn, wodurch der Staat nun aufgefordert wird, ihn dafür zu lohnen? Vielleicht soll er dadurch dem Staate ein Creditiv über seine litterarischen Kenntnisse, und seine Befähigung zu einem ihm angemessenen Amte vorlegen?

Ich glaube nicht, daß dieß der Zweck akademischer Übungen seyn solle, und wenn er es wäre, so könnte man dem Staate zeigen, daß ihn dieß nicht genug sichere, seine Dienste nach Würden auszutheilen.

Dergleichen akademische Ehrenbezeugungen müssen immer zum Theile, wenigstens durch gewisse Auslagen, die man machen muß, erkauft werden. Diese sind gleichsam ein Bedingniß sine qua non, daß man dazu gelangt. Daraus kann man nun schon schließen, daß dieß für viele ein Hinderniß sey, sich auf diese Art vor dem Staate zu legitimiren; wie unbillig nun, wenn diese wegen einer zufälligen Ursache sollten zurückgewiesen, und als unfähig zu einer öffentlichen Bedienung angesehen werden! Ich weiß zwar wohl, daß der gemeine Haufe für einen promovirten Doctor

gewöhnlich mehr Respect hat, als für einem, der es wirklich ist, und diesen Ehrennahmen nicht von einer Ceremonie entlehnt hat; allein, mit dem Urtheile desselben sollte es doch der Vernünftige, der seinen Respect nicht nach Titeln, sondern nach reellen Vorzügen abmißt, nicht halten, und wo es auf so wichtige Vortheile ankömmt, kann es der Staat oder der Repräsentant desselben, noch weniger mit dem gemeinen Haufen halten. Ein Ehrentitel kann unmöglich schon gerechten Anspruch auf ein Ehrenamt machen.

Allein, es ist ja nicht leerer Titel, der den promovirten Akademiker schmückt, er gründet sich ja auf Realität; und da hat der Staat ja nicht Ursache, Mißtrauen auf diejenigen zu setzen, die ihm wegen litteralischer Qualität, dieses Titels würdigen. Dieß würde gelten, wenn der Staat von einem tüchtigen Amtsverwalter nicht mehr forderte, als der akademische Senat von einem zu promovirenden Doctor fordert. Die Forderungen des Staates sind mit Recht schwerer und größer, als die des akademischen Senats, und müssen es seyn. Hergebrachtes akademisches Gepränge, kann also dem Staate keine Richtschnur seyn, nach der er sich bey Vertheilung seiner Chargen zu richten hat.

Und wenn es nun wieder darauf ankömmt, Licentiaten vor den andern zu unterscheiden, was gäbe es hier für Criterien! Selbst die Graduirten können zwar von Seiten der Aka-

demie auf einer Stufe stehen, einer kann Doctor seyn, wie der andere; allein sind sie wirklich einander so ähnlich, oder lassen sich wieder mancherley Abstufungen unter ihnen selbst bestimmen? Und darauf hätte man doch wieder bey den Belohnungen, die man ihnen mit Staatsbedienungen macht, Rücksicht zu nehmen. Derley akademische Ehrenbezeugung kann also weder Einfluß auf das Urtheil des Publikums, noch des einzelnen Mannes, über litterarisches Verdienst des Akademikers haben. Das Publikum kann und soll nicht darnach, für oder gegen jemanden entscheiden, weil es sich einer Unbilligkeit schuldig machen würde, da es Graduirte den nicht Graduirten vorzieht, weil doch diese akademischen Würden nicht durchgehends Character des litterarischen Verdienstes sind, und weil die Ausnahmen, die gemacht werden müssen, so oft eintreffen. Ja, dieß würde statt finden, wenn es einmahl auf Akademien zum Gesetz geworden wäre, allezeit die vorzüglichsten Köpfe, und zwar so viel ihrer sind, und sonst niemanden mit dieser Doctors-Ehrenwürde zu bekrönen. Da aber dieß bisher noch nicht geschehen ist, so bleibt es allezeit ein zweydeutiges, und vielleicht auch noch täuschendes Kennzeichen litterarischen Verdienstes. Wenn aber jedem rechtschaffenen Denkenden daran gelegen seyn muß, seine Achtung nicht auf zweydeutige, sondern auf entschiedene Vorzüge zu gründen, so wird er sichs auch vor-

behalten, entweder den Mann, den er vor sich hat, wenn es ihm möglich ist, selbst zu prüfen, oder, wenn er dieß nicht kann, wenigstens nicht mit seinem Urtheile zu voreilig zu seyn, und mehrere und haltbarere Beweise anderswoher zu fordern.

Wir sind freylich einmahl in der politischen Lage, wo äußerer Wohlstand eine gewisse Verstellung unentbehrlich macht, und wo allgemein sanctionirte Ehrenzeichen so oft mit dem Herzen, aus welchem die Achtung eigentlich kommen soll, im Widerspruche stehet. Einmahl kann uns unsere Achtung durch nichts sonst abgedrungen werden, als durch persönliches Verdienst, das man an andern in Anschlag bringt; und die allgemeine Sitte hat nur das Gesetz des sogenannten Wohlstandes aufgelegt, für jeden, der sich durch ein gewisses Ehrenzeichen von andern unterscheidet, unsern Respect bey Gelegenheit zu zeigen, und solche Ehrenzeichen sind nicht allezeit, und nicht nothwendig mit persönlicher Würde verbunden, muß dieß nicht unvermeidlich zu einer schändlichen Verstellung führen? Sie hat ihren Grund selbst in der gegenwärtigen Form unserer Staaten, und wenn man jetzt mehr als sonst, über diesen Fehler Klage führt, so geschieht es wahrlich nicht ohne Grund; denn unsere Staaten haben sich zu sehr von dem ursprünglichen Ideale, das uns die Philosophen, aber ohne Nutzen, in ihren Compendien aufstellen, entfernt. Es existirt kein griechischer und kein römischer Freystaat mehr,

in welchem sich das schöne und einfache Bild der menschlichen Gesellschaft am meisten realisirte. Indessen öffnen sich bereits wieder gute Aussichten, daß wir auch von diesem verschrobenen Systeme wieder zurück kommen werden. Die alte Geradheit eines männlichen und unbestechbaren Sinnes, wird wieder zurück kehren; am hellen Mittage der Aufklärung werden uns die Sterne nicht mehr blenden, der schwache Glanz derselben, der nur blöde Augen zurückscheucht, wird unsere geschärfte Sehkraft nicht abstumpfen. Man wird falschen Schimmer vom wahren Glanze genau unterscheiden können, wahre Tugend und echtes Verdienst wird der Maßstab seyn, nach dem wir unsere Achtung gewissenhaft abmessen. Wenn wir nur einmahl anfangen, es an uns selbst einzusehen, daß uns nichts als Tugend und echtes Verdienst eine wahre dauerhafte Würde geben können, so werden wir die Anwendung davon auch bald auf unsern Mitbürger machen. Der Geist des Zeitalters und der Nation hat nur einen Umschwung vonnöthen, und dazu haben wir in unsern Zeiten, da für bessere Erziehung immer mehr gesorgt wird, allerdings Hoffnung. Große und kleine Fürsten, die in unsern Zeiten auftreten, haben dazu schon einen beträchtlichen Vorschub gethan, und es wird in der Folge nicht an philosophischen Regenten fehlen. Man wird dann eine Distinction weniger haben, äußere und innere Ehre werden in eins zusammenfließen. Eben dieß wird auch von gelehrten Titeln gelten.

Man wird nicht nöthig haben, um für einen Doctor angesehen zu werden, vom akademischen Senate durch ein glänzendes Ceremoniell eingeweihet zu seyn, um für einen Doctor oder Licentiaten zu passiren. Das Publikum wird sichs vorbehalten, seine Stimme selbst dazu zu geben. Längere Prüfung des jungen Gelehrten, entscheidende Beweise, die er von seiner Gelehrsamkeit ablegt, der Beyfall des ganzen gelehrten Theils, öfters wiederhohlte Vorträge, sowohl schriftlich als mündlich, über mancherley Gegenstände, und seine, bey jeder Gelegenheit erprobte Gründlichkeit, werden ihm diesen Ehrentitel verschaffen — kurz, was er ist, und für was er angesehen werden soll, das wird er der einhelligen Stimme des für ihn entscheidenden gelehrten Publikums zu verdanken haben. Man wird nicht nöthig haben, sich demselben Publikum durch äußere Kennzeichen anzukündigen; es wird den würdigen verdienten Mann, auf den sein Auge ohnehin gerichtet ist, von selbst kennen und respectiren.

Wir haben schon jetzt Beyspiele davon aufzuweisen, daß, je größer und verdienter der Mann ist, desto weniger ängstlich hat er sich mehr um äußere Merkmahle ihrer Würde zu bekümmern; er erscheint wie einer von der Mitte seiner übrigen Mitbürger, und wir sehen, wie ihm das Publikum eben so bereitwillig, und ganz ungehäuchelt, seine Achtung zollet.

Dieß scheinen mir nun die zwey Hauptzwecke akademischer Promotion zu seyn. Alle andere, die man anführen könnte, lassen sich unter einer von dieser subordiniren; und ich habe also nicht nöthig, mich bey jeder einzelnen länger zu verweilen. Noch einige Anmerkungen aber, über den verschwenderischen Gebrauch und die Austheilung dieser akademischen Würde, die man auf gewissen Universitäten macht, liegen mir am Herzen.

Wenn man bedenkt, wie häufig dergleichen akademische Feyerlichkeiten auf gewissen Universitäten sind, und wie leicht man sich dazu geneigt findet, jeden Candidaten, der sich vor den akademischen Senat stellet, damit zu verherrlichen, so wird man gezwungen, folgendermaßen bey sich selbst zu raisonniren. Entweder, ist unser Zeitalter fruchtbarer an Genien, und wir haben Hoffnung, eine ganz gelehrte Republik zu bekommen, oder es muß doch nicht so ganz schwer seyn, als Doctor auftreten zu können. Man hat vielleicht zeither überspannte Begriffe vom Doctorat gehabt, und ist zu strenge gewesen, in seinen Forderungen, die man an den jungen Gelehrten macht. Wenn man nun das Erste aus andern Gründen nicht zugeben will, so muß das Letztere gelten. Das Erstere anzunehmen, wird man sich nicht überreden können; denn die allgemeine Natur ändert sich nie, sie wirkt unter den nähmlichen Umständen immer ebenmäßig. Die Natur wirkt im Griechenland einmahl wie das an-

dere Wahl, und in Italien und Deutschland ist sie immer die nähmliche. Die Summe ihrer Kräfte vermindert sich im Ganzen nicht, sie veraltet nie, und verjüngt sich auch nie im eigentlichen Sinne: keine Kraft stirbt aus, und keine erzeugt sich von neuen; nur die Wirkungen modificiren sich unter dem Zusammenwirken verschiedener Kräfte. Wenn alles das, was auf Bildung der Genien Einfluß hat, sich nicht ändert, so kann auch die Kraft der Nation in Hervorbringung guter Köpfe sich nicht ändern. Wenn Clima, Nahrung, Nationalgeblüt, keine Alteration leiden, so kann auch das natürliche und ursprüngliche Genie derselben nicht ausgesetzt seyn. Andere Umstände, die auf die Bildung der Köpfe Einfluß haben, Regierungsform, Erziehung und dergleichen, können eigentlich nicht sowohl unter die philosophischen, als moralischen Ursachen gezählt werden; sie können zwar Naturanlagen auf verschiedene Art modificiren, haben aber auf dieselbe, in so weit sie ursprüngliche Anlagen sind, keinen Einfluß, es sey denn in so weit, daß der Vater, der unter ihrem Einflusse steht, und sein Wesen dem Kinde mittheilt, dadurch zugleich seine so modificirten Naturanlagen in ihm fortpflanzet. So kann z. B. ein Sclave, der unter dem Despotismus seufzt, seinem Kinde eine furchtsame, schüchterne und sclavische Gemüthsart mittheilen. Jedoch alle diese Nebeneinflüsse werden das natürliche Genie nie so entstellen, daß es sich nicht im Ganzen seiner Grundlage nach von einer Generation zur an-

dern erhalten sollte. Doch dieß alles sey nur gelegentlich hier angemerkt.

Der zweyte Gedanke: es muß doch nicht so schwer seyn, als Doctor auftreten zu können? scheint einem viel natürlicher einzufallen. Und was ist nun die so natürliche Folge hiervon? Diese: die akademischen Ehrenbezeugungen verlieren eben dadurch ihre Würde. Man wird in der Folge mit eben dem Doctorat keineswegs mehr so erhabene Begriffe verbinden; und diese akademischen Ceremonien müssen nach und nach bis zur Verachtung herabsinken, wenn diejenigen, die diese akademische Ehre jemanden zu verweigern oder zuzugestehen, sich ferner so leicht begnügen, jemanden für fähig dazu zu halten, so wird das unzählige Corps von Doctoren oder Licentiaten sich selbst verächtlich machen, und wird dergleichen akademische Feyerlichkeiten in der Folge für leeres und unbedeutendes Ceremoniell ansehen müssen. Die Seltenheit macht uns jede Sache doppelt schätzbar; und ich glaube, diese Seltenheit müßte hier auch eintreffen, wenn man allezeit bedacht darauf wäre, nur Männer von geprüften Talenten auf diese Ehrenstufe zu erheben. Wenn man aber jeden Candidaten, der etliche Jahre in seinen akademischen Studien zugebracht hat, und der noch lange Schüler bleiben sollte, schon zum Vormunde über Wissenschaften setzt, das ist, ihn zum Doctor oder Licentiaten creirt, was läßt sich da erwarten? Auch der geschickteste Candidat verdient daher den Ehrentitel im eigentlichen Sinne noch nicht; denn

alle Kenntnisse, die man sich auf Universitäten erwirbt, was sind sie anders, als ein fremder Schatz, den man einstweilen in Besitz nimmt, um damit zu wuchern, um sich selbst ein Eigenthum zu verschaffen! Was sind sie anders, als Grundideen, die der gierige Jüngling einstweilen aufgefaßt hat, und die er mit in die Welt nimmt, um seine eigenen Ideen entweder daran anzureihen, oder sie mit den seinigen, die ihm Erfahrung an die Hand geben, erst so zu versetzen, daß eigene Resultate für ihn herauskommen. Gründliche Überzeugung läßt sich nicht einmahl von ihm erwarten; denn zu vielen Sätzen, die er auf der Universität vertheidigen mußte, fehlen ihm vielleicht die Beweise noch, die ihm seine Erfahrung in der Folge erst ersetzen muß. Seine meisten Kenntnisse sind vielleicht noch sehr einseitig, und wenn mans genau untersuchte, so würde sein System, wenn er anders eines hat, doch vielleicht noch auf einem sehr schwachen Fundamente, auf Autorität beruhen; denn so sehr man auch in unsern Zeiten gegen das horatianische jurare in verba Magistri eifert, so ist dieß doch noch immer eine geheime Ingredienz jugendlicher Überzeugung, wenn man sie nur genau analisiren will; und es kann auch wohl nicht anders seyn. Denn entweder ist der Jüngling zum Selbstdenken noch nicht ganz reif, oder man hat in seiner ersten Erziehung versäumt, ihn sogleich dazu anzuleiten; oder er ist noch zu träge dazu, weil er das daraus für ihn entspringende Interesse noch nicht kennt, oder er hat auch noch nicht Kopf

genug dazu; denn Selbstdenken ist doch nicht Jedermanns Sache. Von Seiten der akademischen Lehrer wunderts mich noch mehr, daß sie es gleichgültig ansehen können, ihre Doctorats-Insignien mit jungen Candidaten gemeinschaftlich zu haben; sie müssen entweder selbst geringen Werth auf ihren Hut und ihr Mäntelchen setzen, und sich sehr wenig auf dasselbe zu gute thun, und diesen äußern Ehrenzeichen alle reelle Bedeutung absprechen, oder ich weiß nicht, aus was sonst für einem Gesichtspuncte sie den ganzen Kram betrachten. Viele Sachen in der Welt haben an sich gar keinen Werth, sondern erhalten ihn erst von der menschlichen Einbildung. Ein Kleid mit einem neuen Zuschnitte wird oft zum Idol der Mode, weil man dasselbe zuerst einer ansehnlichen Person vom Stande tragen sah Wenn es nun dem akademischen Lehrer noch daran gelegen ist, den Jugendsinn ihrer Söhne durch dergleichen gut ausstaffirte Puppen zu reitzen, wenn das Interesse des jungen Candidaten für dieses sinnliche Aufmunterungsmittel nicht verloren gehen soll, so muß er allerdings an der Spitze derselben mit dem guten Beyspiele eines glänzenden Doctors-Gewandes vorleuchten. Und diese kleine, in dieser Hinsicht nicht so ganz unnütze Eitelkeit könnten sie sich allerdings erlauben — unbedeutende Gebräuche lassen sich oft deßwegen nicht abschaffen, und müssen auch von dem Vernünftigen beybehalten werden, weil andere, die noch mit ganzem Herzen daran hangen, und Realität gegen Schein noch nicht vertauschen wollen, noch nicht reif dazu sind. Allein, verhält sich

die Sache so, so kann sich unser gegenwärtiges Zeitalter eben keiner besondern Vorzüge vor dem verflossenen rühmen; denn wollte es sich mit Recht der Aufklärung rühmen, so müßte es allgemeiner Ton werden, daß man blendendes Ceremoniell nicht mehr achtete; denn der Philosoph, der Natursohn, ist so einfach, wie sie selbst; und soll es allgemeiner Ton werden, so muß im Heiligthume der Philosophie, an die sich ohnehin jetzt alle Wissenschaften, wie an einen vertrauten Freund anschließen, und also auch im Heiligthume aller übrigen verschwisterten Wissenschaften, das Signal dazu gegeben werden. Ich glaube aber, in dieser Hinsicht verdient unser gegenwärtiges Zeitalter am allerwenigsten das philosophische zu heißen. So viele Augen blendet noch äußerer Schimmer, so viele lassen sich noch am Gängelbande der Mode lenken, so viele haben noch Sinn für rauschendes Gepränge, so viele kleben noch an der Schale, und fragen nicht nach dem Kern. Man künstelt noch immer zu viel, und die Natur muß sich dabey jämmerlich entstellen lassen. Auch unsere Sprache, besonders die des Umgangs, muß sich noch zu sehr mißbrauchen lassen. Doch nichts geschieht, nichts ändert sich auf einmahl; meliora sperare juvat.

Warum ist der gemeine Mann dem Bücherlesen, bey uns Katholiken, so sehr abgeneigt?

Es wird jetzt mehr als jemahls, für das Volk geschrieben und gedruckt; Popularität ist ein Lieblingswort. Die berühmtesten Schriftsteller, die durch einen höhern Lehrvortrag sich bereits ein entscheidendes Verdienst erworben haben, wollen nur auch noch, als Volksschriftsteller glänzen. Man gibt sich Mühe, aus dem ganzen Vorrathe gelehrter Kenntnisse durch eine wohlthätige Scheidung das abzusondern, was auch für den gemeinen Mann brauchbar und nützlich seyn kann. So gut gemeint das nun ist, daß man auch den Ungelehrten will Theil nehmen lassen, an den Früchten der Gelehrsamkeit, die sonst nur wie ein ausschließendes Gewerbe der Studierten, behandelt wurde: so traurig ist es, daß der gemeine Mann von allen dem, wodurch man ihn gern verständiger und besser machen möchte, nichts wissen mag. Unser verewigter Fürst, Franz Ludwig, wollte mit den besten Absichten das

Noth- und Hülfsbüchlein, und einige Zeit nachher auch den Faustischen Gesundheitskatechismus unter das Volk bringen. In den Schulen wird von beyden, ohne Zweifel sehr nützlichen Volksschriften, allerdings Gebrauch gemacht, und die Schuljugend lernt manches Gute und Nützliche daraus, welches ihr vielleicht ohne diese Schriften unbekannt geblieben wäre. Aber die wohlthätige Absicht des Fürsten ging, besonders bey Empfehlung des Noth- und Hülfsbüchleins, nicht nur auf die Schulen, sondern auch auf den schon erwachsenen Theil des Volkes. Auch Hausväter und Hausmütter sollten es fleißig zur Hand nehmen, und für ihre Wirthschaft, für Erziehung ihrer Kinder, und für alle übrigen wichtigen Angelegenheiten des Lebens, sich heilsame Regeln daraus erwerben und den Ihrigen einprägen. Allein in dieser letzten Rücksicht hat der wohlmeinende Fürst seinen Zweck nur bey wenigen, und überhaupt nicht so erreicht, wie er ihn zur Absicht hatte. Man trifft zwar hier und da dieses Büchlein noch an; aber es liegt im Staube.

Der gemeine Mann mag überhaupt wenig lesen. Eine Druckschrift thut seinem Auge schon wehe. Bücher durchblättern, sieht er als eine Sache, oder vielmehr als einen Zeitvertreib der Gelehrten an. Höchstens guckt er das Jahr einige Mahl in den Kalender, um zu sehen, wenn wieder ein Feyertag, ein wirklicher oder ein abgeschaffter, eintrete; wenn seine trächtige Kuh ihm ein Kalb liefern; wenn der Termin seiner

Zinsen abgelaufen seyn werde. Zur Noth nimmt er hier und da auch noch ein altes Gebethbuch oder eine Legende zur Hand. Sogar für Zeitungen interessiren sich in unsern Tagen die Wenigsten. Vieh, Boden und Keller, Pflug und Wagen sind die einzigen Gegenstände seiner Aufmerksamkeit.

Druckschriften sind in seinen Augen ein sehr unbedeutender Kram. Hämisch lächelt er, wenn von einem Buche gesprochen wird, woraus der Bauer viel Gutes lernen könnte. Das weiß der Bauer wohl besser, denkt oder spricht er, als es ihm die Herren sagen mögen. Für kein Buch, als für die Bibel, hat er Achtung. So groß jedoch seine Verehrung gegen dieselbe ist, so wenig mag er darin lesen. Was ihm aber daraus gesagt wird, das macht alle Mahl tiefen Eindruck bey ihm.

Nun schreibe und drucke man immer für das Volk. Die Lehrer desselben können zwar daraus lernen, wie, und was sie den Ihrigen noch vorzutragen haben; und so könnte wenigstens mittelbar einiger Nutzen daraus entstehen; aber unmittelbar wird der gemeine Mann, so wie er jetzt noch über Bücherkenntnisse urtheilet, wenig Vortheil daraus schöpfen. Gebe man dem Buche einen für das Volk noch so schmeichelhaften Titel, nenne man dasselbe Volksfreund, oder wie man will: es wird dadurch weder lüstern gemacht, noch zum Ankaufe desselben bewegt werden können.

Welches sind nun die Ursachen, daß der gemeine Mann allem Gedruckten und Geschriebenen so sehr abgeneigt ist? Ich will einige derselben, wie ich sie in der dermahligen Denkart, Bildung, und der ganzen Lage unseres Volkes zu finden glaube, hierher setzen.

1) Das Volk hat selbst im Lesen zu wenig Fertigkeit, als daß es gern ein Buch zur Hand nehmen sollte.

Ich habe an vielen Erwachsenen bemerkt, daß sie selbst den deutlichsten Druck äußerst mühsam lesen, und daß alle Augenblicke ein Wort vorkommt, das sie entweder gar nicht, oder doch wenigstens falsch aussprechen. Da sie nun schon Mühe haben, die Worte recht zu lesen: so sind sie auch nicht leicht im Stande, einen ganzen Satz mit Verstand zu lesen. Wie Bildung des Verstandes und Bildung der Sprache gleichen Schritt mit einander gehen: so erschwert die so ungeübte Denk- und Fassungskraft dem gemeinen Manne das Lesen; und das mühsame Lesen erschweret ihn hinwieder das Verstehen des Gelesenen. Und hierin liegt, meines Bedünkens, eine der ersten Ursachen, warum das Volk dem Lesen nützlicher, und ganz für dasselbe geschriebener Bücher, so abgeneigt ist. Dem Bücherlesen steht ferner das unter den Landleuten so mächtige Vorurtheil entgegen:

2) Alles, was geschrieben und gedruckt sey, gehe sie nichts an; oder sie könnten es wenigstens nicht aus Büchern lernen.

Wa-

Vater unser, die zehn Gebothe, oder auch die fünf Hauptstücke des Christenthums, seinen Nahmen schreiben, und dann alles hübsch nach der Väter Sitte und Kunst machen, das, dünkt sie, sey genug, um Brot zu verdienen, und in den Himmel zu kommen Es mag seyn, daß man hierbey ein reicher Bauer seyn, und auch selig sterben könne. Aber von Bildung des Verstandes, vom Besserwerden, und Bessermachen, als es vor dem war, davon hat der gemeine Mann gar keinen Begriff; und folglich auch keine Begierde zu lernen, wie er verständiger, und wie alles besser werden könne.

3) Eine gewisse Stumpfheit der Seelenkräfte, und die hieraus entstehende Trägheit zum Nachdenken (raffiniren), verleitet ihn sodann, allen Unterricht aus den nützlichsten Volksbüchern zu meiden, ersticken in ihm alle Wißbegierde, diesen sonst so mächtig wirkenden, aber auch oft so schief geleiteten, und beynahe ganz erschlafften Trieb des menschlichen Gemüths. Der Landmann ist

4) auch einen großen Theil des Jahres zu sehr mit den Geschäften seiner Feldwirthschaft überhäuft, als daß er etwas Nützliches lesen, oder sonst etwas zur Erweiterung seiner Kenntnisse, und zur Bildung seines Verstandes thun könnte.

Müde von seinen Wochenarbeiten mag er am Sonntage nicht auch noch seinen Kopf an-

strengen. Doch muß man gestehen, daß ihm wenigstens im Winter, und wenn mehrere Feyertage auf einander folgen, noch Zeit und Ruhe genug übrig bleibe, die er einer nützlichen Lektüre widmen könnte, wenn er wollte. Dafür kommt er aber doch lieber in die Schenke, wo von tausend unnützen Dingen gesprochen wird, oder er gehet in ein benachbartes Dorf dem Spiele, der Vetterschaft, seinem Handel, sehr oft auch der Liebe, oder einer andern Ergetzung, nach.

Der grobe Eigennutz des Bauers gestattet ihm

5) auch nicht, daß er nur einige Kreuzer zur Anschaffung eines nützlichen Buches ausgebe. Er interessirt sich nur für Geschäfte, von denen ihm der bare Gewinn sogleich in die Augen springt. Um Vortheile, die ihm etwas entfernt liegen, kümmert er sich wenig; und am wenigsten, um Vortheile des Geistes. Er will nur ernten, Boden und Keller füllen, Vieh mästen und verkaufen, und lauter handgreiflichen Gewinn haben. Wie kann mir dazu, denkt er, das Bücherlesen etwas nützen? Werde ich dadurch nur um einen Groschen reichen, wenn ich etwas aus der Geschichte meines Vaterlandes, oder von Sonn und Mond zu erzählen weiß? Wenn ich an keine Gespenster, keine fliehenden Drachen, mehr glaube? Wenn ich große Zahlen zählen und verrechnen kann, da meine Rechnung sich nie so hoch beläuft? Wenn ich weiß,

was die Menschen in andern Ländern thun, und wie sie leben, kann mir das etwas eintragen?

So raisonnirt etwa der gemeine Mann über Lesen nützlicher Schriften; kein Wunder also, daß er Bücherlesen als einen faden Zeitvertreib der Herren ansieht, die seiner Meinung nach, wenig, oder sonst gar nichts, zu thun haben.

Wie könnte nun bey dem gemeinen Manne zum Lesen nützlicher Volksschriften mehr Lust erweckt werden? — Wenn von der zukünftigen Generation die Rede ist: so gibt es kein besseres Mittel, und dem Volke mehr Trieb und Eifer zur Erlernung nützlicher Kenntnisse anzufachen, als daß für die Jugend, aus welcher die künftige Generation heranwächst, durch einen bessern Unterricht gesorgt, und daß dieser Unterricht bis ins reifere Mannsalter gewissermaßen fortgesetzt werde.

Mit Vergnügen habe ich oft bemerkt, daß mancher schon reifere Jüngling des Landmanns eine Begierde nach nützlicher Lektüre zeigt. Ich konnte mir diese sonst seltene Entstehung einer ganz freywilligen Nachfrage und Bitte um ein gutes Buch, nicht anders erklären, als daß es eine Wirkung des bessern Schulunterrichtes sey, der bey uns schon längere Zeit bestehet. Dadurch werden, wie man leicht begreift, die Denkkräfte der jungen Leute mehr aufgeweckt und entwickelt, die edle Wißbegierde steigt in eben

dem Grade, das Gefühl eines bessern Wissens, und die größere Fertigkeit im Lesen und Verstehen, spornt zur ferneren Erweiterung der Kenntnisse.

Nur darf aber mit dem Austritte aus der Schule, nicht so fort alles Lesen und Schreiben unterbleiben, wie es leider sehr oft geschieht; denn sonst geht aller gute Unterricht wieder verloren. Das Auge entwöhnt sich der Buchstabenkenntniß, das Gedächtniß und der Verstand rosten wieder ein, und die Geistesarmuth, die sich nach nützlichen Kenntnissen gar nicht sehnt, nimmt mit den Jahren immer mehr zu. Damit aber die von der Schule ausgegangene Jugend immer in einer gewissen Übung im Schreiben und Lesen erhalten würde, könnte es wohl rathsam seyn, wenn der Religionslehrer vor oder nach der Katechisation, von jedem reifern Jünglinge oder Mädchen einen schriftlichen Aufsatz und eine mündliche Erzählung dessen, was zeither Gutes gelesen worden, abforderte Es versteht sich zum Voraus, daß verschiedene gute Volksschriften der erwachsenen Jugend bereits in die Hände gespielt seyn müßten. Er könnte z. B. jeden einzeln fragen: was liest du gegenwärtig? Was hast du dir daraus gemerkt? Kannst du mir das nicht im Auszuge schriftlich mittheilen? Wie erfreulich müßte es dann seyn, wenn der eine aus einem allgemeinen Lesebuche, der andere aus dem Noth- und Hülfsbüchlein, aus dem Bauer Wendelin, Adlofs Sitten- und Historienbüchlein, aus dem Buche für Handwerks-

gesellen, und noch aus einem Dutzend anderer Schriften, etwas Gutes herzuerzählen wüßte!

Auf diese Art würde die Wißbegierde der jungen Leute unterhalten, und ihre Fertigkeit im Lesen, Schreiben und Verstehen, mit den Jahren immer mehr zunehmen. Wahrscheinlich würden sie diese Thätigkeit des Geistes, und die so lang genährte Begierde nach nützlichen Kenntnissen, auch mit ins Mannsalter hinüber nehmen, und sie nie ganz absterben lassen.

Weit schwieriger ist die Frage: **wie auch noch der gegenwärtigen, schon steifer gewordenen Volksgeneration, die den guten Jugendunterricht nicht erhalten hat, mehr Lust zum Lesen nützlicher Schriften beygebracht werden könne?**

Wer gar nicht lesen gelernt hat, dem kann freylich eigenes Lesen guter Schriften nicht zugemuthet werden. Aber ein großer Theil unserer Erwachsenen kann, wie wohl nicht so fertig, lesen und schreiben, und doch zeigen diese gar keine Lust dazu; wie ist da zu helfen?

Der Geistliche, oder auch der Schullehrer, die vielleicht zusammen in dieser Rücksicht das beste thun können, versuche etwa folgende Wege:

1) Er besuche auf Sonn- und Feyertagen im Winter, auch an den Wochentagen, vorerst jene Familien, auf die er, ihrer guten Empfänglichkeit halber, das größte Vertrauen setzt, und bringe jedes Mahl eine nützliche

Volksschrift mit, aus der er bald selbst einen Abschnitt vorliest, bald den Vater, bald den Sohn oder die Tochter daraus vorlesen läßt, und über das Gelesene sich mit ihnen bespricht. Die Schrift handle aber nur nicht gleich vom Ackerbau und dergleichen. Denn auf Bücher dieses Inhalts setzt der gemeine Mann meistens das geringste Vertrauen; sondern ihr Inhalt sey etwa bloß geschichtlich oder moralisch; denn für Geschichte und für Religionsschriften läßt sich der Bauer noch am leichtesten gewinnen. Dann überlasse er ihnen das mitgebrachte Buch einstweilen unentgeltlich zum Gebrauche. Es wird nicht fehlen, daß dadurch die Lesebegierde unter den Leuten aufgeregt werde, und fernere Befriedigung wünsche. Wenn das Buch gut gewählt war: so wird man ihn jetzt bitten, er möge ihnen das schöne Buch auf ihre Kosten auch anschaffen. Diese Versuche wiederhohle er öfters in verschiedenen Familien. Er wird bald mehrere zum Lesen nützlicher Schriften angeleitet haben; andere werden diesem Beyspiele folgen, weil doch jeder dem andern gerne etwas Gescheidtes erzählen mag, und keiner unwissender seyn will, als der andere. Mit dieser fortgesetzten Übung im Lesen und Verstehen, wird auch die Lust dazu immer größer werden.

Hat man sich in diesem Hause mit dem Inhalte eines Buchs bekannt genug gemacht: so schaffe er ein anderes herbey; nach und nach

wird sich jedes Haus im Besitze einer kleinen Bibliothek sehen.

2) Man sorge dafür, daß der gemeine Mann die Bibel, oder wenigstens einen Auszug davon in die Hand bekomme; und man mache es ihm zur Gewissenssache, daß er oft darin lese. Das wäre meines Bedünkens eine sehr schickliche und kräftige Einleitung zum Lesen nützlicher Schriften überhaupt.

3) Der Pfarrer und Beamte erzeige denen, die empfänglicher sind für nützliche Kenntnisse, eine größere Achtung und Freundschaft, als andern; wenn jene übrigens auch nur praktisch üben, was sie Gutes gelesen haben.

4) Man wähle vorzüglich solche Männer, die ihren Kopf mit nützlichen Kenntnissen bereichert haben, zu Dorfs-Vorstehern, ohne Rücksicht auf Reichthum oder Privatgunst. Man ziehe sie zu Rathsversammlungen, nehme aus ihnen die Mitglieder zu Beysitzern der Gerichte, Schöppen, zu Armencommissionen rc.

5) Der Pfarrer möchte durch den Schullehrer auch immer so einen kleinen Vorrath gebundener Volksschriften an schicklichen Orten, z. B. an der Kirchenthüre, zum Verkaufe feil biethen. Denn oft liest der Bauer auch darum nichts, weil er darnach gehen muß, oder weil er selbst nicht weiß, wo man diese Sachen bekomme; und die Verleger und Buchhandlungen sind zu solchen Versuchen förderlich, und

gehen dergleichen Schriften broschürt in Commission.

6) Man unterlasse nicht, den gemeinen Mann bey allen Gelegenheiten durch schickliche Vorstellungen zum Lesen nützlicher Bücher zu ermuntern; man halte ihm z. B. solcher wackern Bauersleute, z. B. eines J. Maus im Badischen vor, die sich durch Erwerbung nützlicher Einsichten vor der Welt ungemein viel Ehre, und selbst zur bessern Führung ihrer Geschäfte, größere Geschicklichkeit erworben haben. Man mache ihn aufmerksam darauf, daß auch er viel Gedächtniß und Verstand besitze, den ihm Gott doch gewiß nicht umsonst gegeben habe; daß selbst jene, die ihm ihre Kenntnisse durch Schriften mittheilen, keine bloßen Stubengelehrten, sondern meistens selbst sehr erfahrne Landwirthe seyn, und dergleichen.

7) Für Aermere sollten auf Kosten der Gemeindenkasse von Zeit zu Zeit nützliche Volksschriften angeschafft, und dieselben etwa im Rathhause oder in der Schule aufbewahret werden. Von da könnten sie dann auf eine Zeit lang zum unentgeltlichen Gebrauch unter Anmerkung des Nahmens, an Liebhaber abgegeben werden. An eben dem Orte möchte sich auch der Geistliche nach dem nachmittägigen Gottesdienste bisweilen mit mehreren Gemeindegliedern versammeln, und durch zweckmäßige Vorlesungen und Gespräche, den übrigen Theil des Tages auf

eine gewiß sehr nützliche Weise zubringen. Im Schulfreunde von Zerrenner macht ein protestantischer Prediger, der diese Sitte in seiner Gemeinde eingeführt hat, darauf aufmerksam; und er versichert, daß er ungemein viel Vortheil daraus verspüre.

Weiß jemand noch kräftigere Mittel, das Landvolk zum Lesen nützlicher Schriften zweckmäßig anzuleiten; so wird er jeden, dem es um Volsaufklärung zu thun ist, gewiß einen Gefallen erweisen, wenn er sie bekannt macht. Sollten mir in der Folge noch mehrere schickliche Mittel und Kunstgriffe zur Erreichung dieses Zweckes beyfallen: so werde ich sie nachtragen. Die Sache ist einmahl werth, daß man darüber nachdenke; denn so lange das Volk nichts lesen und denken mag, wird es nicht besser und verständiger werden. Alles Schreiben und Drucken in unserm populären Zeitalter, wird größtentheils ohne Nutzen und vergeblich seyn, wenn es nicht zur Kenntniß und Nachachtung der niedern Volksclasse gebracht wird. Was der Bauer etwa von der Kanzel oder im Jugendunterrichte hört, ist noch zu wenig, er faßt und merkt es auch nicht so ganz, als wenn er aus Büchern, die er zur Hand hat, selbst schöpft; denn da kann er das Gelesene öfters lesen, und mit seinem Nachdenken länger dabey verweilen. Was er in Händen hat, entgehet ihm nicht; was ihm aber nur gesagt wird, das ist meistens wieder dahin, wenn es gesagt ist. Die Erfahrung hat mich belehrt, daß Män-

ner, die gern etwas Gutes lesen (es sind deren jetzt aber nur noch sehr wenige,) immer die Gescheidtesten sind. Man hat wenig Mühe, sie für neue Anstalten zu gewinnen, und ihnen Vorurtheile zu benehmen. Sie fassen jede Predigt, und den Sinn jeder herrschaftlichen Verordnung viel leichter, als andere, bey denen, aus Mangel an Lernbegierde, Verstand und Herz gleichsam eingerostet sind.

Ueber geistliche Beförderungen.

Ein Wort an alle Pfarrpatrone im Bißthume Wirzburg.

Nachstehende Bemerkungen, Wünsche und Vorschläge, sind ganz unmaßgeblich niedergeschrieben; kein Privatinteresse leitet meine Hand, bloß gemeinnützige Absichten sind es, die mich bewegen, die Sache öffentlich zur Sprache zu bringen. Ich hoffe daher auch, bey allen denjenigen Gehör zu finden, die auf Gründe mehr achten, als auf altes Herkommen.

So weit ich auswärtige, benachbarte und entfernte Kirchsprengel kenne: so gehet die Beförderung zu Pfarrstellen nirgendswo so langsam vor sich, als in der Wirzburgischen Diözese. Wer anderswo sechs oder höchstens acht Jahre als Kapellan, oder unter einem andern Nahmen, als Helfpriester, im Amte gestanden hat, findet dann alle Wahl seine selbstständige Versorgung. In dem Wirzburgischen Bißthume schreitet man aber weit langsamer zur pfarrlichen Beförderung vor. Vor einigen Jahren noch kamen Kapelläne an die Reihe, welche achtzehn bis zwanzig Jahre gestanden hatten. Und seit Aufhebung der Jesuiten, von denen mehrere auf Pfarreyen verschickt wurden, war es ein äußerst seltner Fall, etwas früher zur Versorgung zu gelangen. Da sah man denn oft Männer mit grauen Haaren aus einem entlegenen Winkel der Diözese wieder zum Vorschein kommen. Mit einem gewissen Gefühle des Mitleids las man es an ihrer Stirne, wie Alter, und noch mehr die Beschwernisse des langen seelsorglichen Cursus, ihre gewöhnlichen Spuren derselben tief eingedruckt hatten. Vierzig Jahre hatten sie alle zurückgelegt, manche gränzten an das fünfzigste, oder hatten es gar schon überschritten.

Nun erwäge jeder Unpartheiische, ob man wohl Ursache habe, den Religionslehrer, seiner ihm von Staatwegen gewidmet seyn sollenden vorzüglichen Begünstigung halber, zu beneiden? Mich dünkt, jeder andere Diener des

Staats sey weit besser daran, als der geistliche. Man überlege: achtzehn bis zwanzig Jahre in der Abhängigkeit von fremder Discretion zu leben, die sich denn, wie man leicht vermuthen wird, sehr verschieden modificiret; sich jährlich mit 50 fl. rhein. zur Bestreitung seiner Ausgaben, begnügen, und dann erst, wo das graue Haar den Mann an das kommende Alter erinnert, eine Haushaltung einrichten, und erst recht eigentlich ein Bürger dieser Erde werden zu müssen, nachdem man den schönsten Zeitraum seines Lebens, gleichsam als herumziehender Pilgrim zugebracht hatte; das ist doch gewiß nach außen keine vortheilhafte Ansicht eines Standes, der, wenigstens nach seiner öconomischen Schätzung zu urtheilen, wie sein collegialischer Schulstand der entbehrlichste, und nach Einfluß auf Volksglück, der unbedeutenste im Staate scheint.

Niemand, er sey sonst von welchem Stande er wolle, lebt so wenig für sich, als der Priester in der Seelsorge; dieser lebt weder seiner Ruhe oder Bequemlichkeit, denn dieß macht ihm sein Beruf unmöglich; er lebt nicht seinem Vergnügen, denn dazu fehlen ihm die Quellen; er lebt nicht seinem Erwerbe, denn für seine Arbeit wird er, wenigstens als Helfpriester, nicht belohnt, und Gewerbe, Ackerbau rc. treibt er ohnedieß nicht; er lebt nicht den Seinigen, denn er hat keine Familienverhältnisse, und steht ganz isolirt von der ganzen Welt da. Aber, meinen die Feinde dieses Standes, er

lebt ganz seinem Bauche. Nun dann, so wünschte ich, daß diese Herren aus eigener Erfahrung doch recht fühlbar sich hiervon überzeugen möchten! Vielleicht, daß sie eines andern Sinnes würden. Es ist in den jetzigen Zeiten mehr als sonst Noth, solchen überspannten Vorstellungen von allzugroßer Begünstigung des geistlichen Standes (im allgemeinen) entgegen zu arbeiten. Der Neid erträumt sich hier selbst ein Glück, welches in der Erfahrung nicht gegründet ist, und quält sich darüber mit bitterem Verdrusse, den er sich doch so leicht ersparen könnte. Die Privilegien sind ein verhaßter Nahme geworden. Aber wenn Privilegien niemanden mehr eintragen als dem Religionslehrer: so muß derjenige ein großer Wortklauber seyn, der sich ferner daran ärgern will. Ob man von einer geistlichen oder weltlichen Behörde, von diesem oder jenem Departement gerichtet wird; das, dünkt mich, wäre im Grunde eins. Und, in der Wirzburgischen Diözese wenigstens, kann man dem hohen Ordinariate keineswegs den Vorwurf machen, daß sie irgend ein Verbrechen verhältnißmäßig gelinder strafe, als die Justiz weltlicher Gerichtshöfe. Im Gegentheile, wenn dort nur das wirklich und in Forma erwiesene Verbrechen, der gerechten Strafe unterliegt: so ziehet hier schon der bloße Schein oder Verdacht eines gesetzwidrigen Betragens, sehr unangenehme Folgen nach sich. — Was die Abgaben betrifft: so ist schon an mehrern Orten erwiesen, und Herr

Prof. Berg zu Wirzburg, hat es in seiner Predigt vor dem Hofe dargethan, daß man auch in dieser Rücksicht dem geistlichen Stande gar nichts zur Last zu legen habe. Doch wäre es gar nicht ungerecht, wenn man in diesem Puncte den Seelsorger einigermaßen begünstigste. Jeder Diener des Staats fordert für seinen Aufwand, mit dem er sich in seinen Studierjahren zu irgend einem Amte befähigte, und dann auch, wenn er einmahl angestellt ist, für seine Verwendung, eine angemessene Schadloshaltung. Der Candidat der Theologie studieret nicht nur auf eigene Kosten, wie der Rechtsbeflissene, der denn doch auch meistens zu einem Amte gelangt, das ihm seine vollständige Subsistenz gewähret; sondern als Religionsdiener muß er auch noch nach seiner Ordination einen achtzehn bis zwanzigjährigen Cursus durchlaufen, der nicht anders, als eine fortwährende Befähigung zu seinem geistlichen Berufe, angesehen wird. Als Pfarrer erst gelangt er zu dem Wirkungskreise, der ihm volle Selbstthätigkeit gewährt, und ihn mit einigem Ansehen wirken läßt. Und in diesem langen Zeitraume muß er noch jährlich, wenn er nur einigermaßen bestehen will, eine Zulage von seinem väterlichen Erbe machen Gehet das einmahl zwölf Jahre fort, dann ist sein Erbtheil mehrentheils beynahe aufgezehrt; und wem hat er dieses Opfer gebracht? Seinem Amte, in dem er, da ihm alle eigene Erwerbmittel abgeschnitten sind, so ganz für andere lebt und

webt. Wenn er denn auch beynahe an der äußern Gränze des männlichen Alters, als Pfarrer zu einer Versorgung gelangt, von der er leben kann (denn auf viel mehr sind die meisten Pfarrpfründen doch nicht berechnet): wo bleibt die Schadloshaltung für seine vieljährige Aufopferung? Wenn man einen achtzehn Jahre lang im Amte gestandenen Kapellan, als Pfarrer von allen Abgaben befreyte: so würde man kaum mehr thun, als ihm das wieder ersetzen, was er die schönste und kraftvollste Zeit seines Lebens über, an Ruhe und Vergnügen (und besonders an jenem, welches vielleicht mancher Taglöhner gegen den Titel eines Hochwürdigen nicht austauschen möchte), und am väterlichen Eigenthume, seinem Berufe hingegeben hat. Das schon, was er negativ aufopferte, indem er von seinem Talente gar keinen eigennützigen Gebrauch machen kann, würde ihn zu einer nicht unbeträchtlichen Schadloshaltung berechtigen. Unerachtet nun der Staat gegen den Religionsdiener so nachsichtig nicht ist, denn er läßt sich von ihm verhältnißmäßig, beynahe eben so viel zahlen, als von jedem andern Bürger: so erhebt man doch Klagen über allzugroße Begünstigung des geistlichen Standes ganz im Allgemeinen. Ich glaube aber erwiesen zu haben, daß sie, wenigstens in Beziehung auf einen gewissen Theil desselben, höchst ungerecht sind.

Dieß mußte ich beyläufig erwähnen, um zu zeigen, daß nach den jetzigen Einrichtungen kein

Stand weniger vortheilhaft bedacht sey, als der der Religionslehrer. Nach der politisch-öconomischen Taxation, stehet er beynahe mit dem Schullehrerstande auf einer und der nähmlichen Stufe, d. i. auf der **untersten**. Man ziehe die Rechnung selbst, mit dem 24 bis 28sten Jahre wird der Candidat der Theologie aus dem Priesterhause auf eine Kapellaney geschickt. Sein Pfarrer ist ihm nichts schuldig, als Tisch und Bette; Licht ist, wie man wenigstens vorgibt, und es die Praxis hier und da auch zeigt, eine ganz freywillige Zugabe des Pfarres. Für Holz muß der Kapellan ebenfalls sorgen, und meistens mit eigenen Kosten. Wie mancherley Ausgaben für Kleidung, Bücher, Holz, Licht, Neujahrsgelder an die Domestiken, für Bothengänge und für hundert andere kleine Nebendinge (welche aufzuzählen mich in ein kleinliches Detail führen würde), muß er also bestreiten! und diese alljährlich mit 50 fl. rhn. bestreiten *)? Man kann sich jetzt leicht vorstellen, was man da noch von den Seinigen wieder aufopfern müsse, um seinem Amte keine Schande zu machen. Dieß würde jedoch der junge

*) Was fängt vollends ein solcher Mann in den jetzigen Zeiten (1800) mit 50 fl. an? wo alle dergleichen Bedürfnisse durch die politischen und Kriegs-Conjuncturen und enorme Theurung um noch ein zweymahl höher gestiegen sind, und in manchen Gegenden der Kriegsschauplätze von Wohlhabenden nicht mehr bezahlt werden können?

d. H.

junge Mann mit Freuden thun, wenn nur seine pfarrliche Versorgung, welche ihm das Hingegebene wieder einigermaßen vergüten könnte, nicht sogar weit hinausgerückt wäre, wenn er nur wenigstens mit dem dreyßigsten bis sechs und dreyßigsten Jahre zu einer Pfründe zu gelangen hoffen dürfte. Nach dem jetzigen Gange der Beförderungen aber erreicht er immer das 40 bis 46. Jahr, oder je nachdem er früher oder später zum Studieren kam, und ins Seminarium aufgenommen wurde, auch wohl noch ein höheres Alter, bis die Reihe der Versorgung an ihn kommt. Wenn man nun nimmt, daß die Pfarrer gewöhnlich in den Lebensjahren 50 bis 60 wieder mit Tode abgehen (wenige rücken weit über 60 hinaus, wie man aus den Todesanzeigen sehen wird): so genießen die meisten ihre Pfründe nicht länger, als zehn bis zwölf Jahre. Das ist der ganze, große Zeitraum, in welchen der Religionsdiener für alles, was er in seinem Jugend- und Mannsalter an Kraft, Ruhe, Vergnügen und Eigenthum, seinem Amte zu Liebe aufgeopfert hat, schadlos gehalten werden soll. Daß aber dieß doch etwas sehr Unverhältnißmäßiges sey, scheint selbst Franz Ludwig, unsterblichen Andenkens, schon gefühlt zu haben; da höchst wahrscheinlich nach einem von ihm geäußerten Wunsche, ein gnädiges Domcapitel vor einigen Jahren schon den patriotischen und edelmüthigen Schluß gefaßt hat, keinen Priester vor dem sechsten Jahre seiner

Seelsorge zu einer Patronats-Pfarrey zu präsentiren. Diese lobenswürdige Maßregel hat allerdings dem langsamen Gange der Beförderungen schon in etwas abgeholfen. Noch weit nützlicher, und von wirksamern Erfolge aber könnte es seyn, wenn sich jeder Patron unmaßgeblich gefallen lassen möchte, aus dem vorletzten Priester-Curse jedes Mahl ein beliebiges Subject auszuwählen, und denselben sein Recht angedeihen zu lassen. So ein edelmüthiger Mann würde dadurch nicht nur Patron eines einzelnen Subjectes, sondern auch Patron des ganzen Clerus. Der Herr Domcapitular und Jubiläus, Freyherr von Wirzburg, scheint schon einige Mahle bey seinen Präsentationen von diesem Grundsatze geleitet worden zu seyn. Der Herr Capitular von B. im Ritterstifte Burkard aber, hatte ihn sicher nicht vor Augen, da er sein Patronatsrecht einem Stiftsvicarius *) Werner, zuwendete. War dieser Mann nicht schon lange versorgt? Und hätte im Gegentheil nicht ein vierzig oder sechs und vierzigjähriger Kapellan von seinem beschwerlichen Cursus erlöset werden können, wenn Herrn B. gefallen hätte, einen Priester in der Seelsorge zu präsentiren? — Warum verwendet der Staat jährlich große Summen zur Bildung seiner Religionslehrer, wenn dann ein Chorvicarius eben so gut Pfarrer wer-

*) Stiftsvicarien sind jene Priester, denen in den Stiftskirchen das Chorsingen obliegt. Vicarien heißen sie, weil sie die Stellen der Stiftsherren vertreten.

den kann, als ein in der Seelsorge beynahe ergrauter Kapellan?

Wenn die Herren Patrone meine Wünsche, welche gewiß auch die eines Gerechtigkeit und das allgemeine Wohl liebenden Mannes seyn müssen, nur einiger Aufmerksamkeit werth halten: so würde es mit den geistlichen Beförderungen bald besser gehen. Daß nicht nur Alter oder Anciennität immer die einzige Rücksicht eines Patrons deßwegen seyn müsse, daß ihm darum immer noch die Gelegenheit bleibe, ein vorzügliches Verdienst durch frühzeitigere Beförderung zu belohnen, verstehet sich von selbst. Doch müßte dieß immer Regel bleiben, einen aus den zwey ältesten Priesterjahren *) zu wählen, und anderweitige Nebenverhältnisse dürften von dieser Regel keine Ausnahme machen.

Eine frühe Beförderung zum Pfarramte, als es gegenwärtig geschieht, wäre nicht nur billig (wie bereits gezeiget worden) in Rücksicht auf eine verhältnißmäßige Vergütung erworbener seelsorglicher Verdienste; sondern sie wäre auch dem Amte selbst sehr ersprieslich. Wo hat der Mann am meisten Lust und Kraft Gutes zu wirken? Beym Antritte seines männlichen Alters. Eine schöne Hälfte desselben wird aber nur mit den Kapellansjahren schon zurückgelegt, und ein Helfpriester darf ja weiter nichts thun, als seinem

*) In dem Wirzburgischen Staatskalender folgen die Kapelläne nach dem Jahre, in dem sie Priester geworden sind, auf einander.

Herrn Pfarrer die Hand langen; er muß sich selbst dirigiren *) und brauchen lassen, wie der Pfarrer will. Wenn nun der Herr Pfarrer ein bigotter Mann ist, wenn er in Grundsätzen vom Kapellan abgehet: so hält es dieser für gerathener, seinem Schlendrian nachzugehen. Endlich erschlaffen zu lang gespannte Erwartungen, und mit ihnen die Kraft selbst. Ich glaube nicht, daß ich etwas behaupte, dem die Erfahrung so durchaus widerspricht, wenn ich sage, daß mit dem Alter eines in seinem Curse so schneckenmäßig sich fortbewegenden Helfspriesters, auch sein Amtseifer verhältnißmäßig sinke, und daß das Ende fast immer eine gedankenlose, mechanische Trägheit sey. Wie da nun, wenn man mit so einer fast habituell gewordenen Sinnesart zu einem weniger beschränkten Wirkungskreise, zu einer Pfarrstelle gelangt? Wird da der Eifer sich wieder von neuem entzünden, die abgespannte Thätigkeit von neuem sich heben? Es ist nicht sehr wahrscheinlich. Der Mensch bleibt gern in dem Zustande, in dem er sich einmahl befindet, besonders wenn ein gemächlicher Zustand, ein status inertiæ ist.

Aus dem jetzigen Gange der Beförderungen ergibt sich demnach ungefähr das Resultat: Wo der Mann Lust hat zu wirken, kann er nicht so ganz; wo er kann, mag er nicht; und daß er nicht mag, ist, die Sache ganz natürlich genommen, nicht sowohl seine Schuld, als die der

*) So meint es wenigstens hier und da ein geistlicher Ruralaufseher.

bestehenden Einrichtung. Ein hohes Ordinariat siehet es gewiß selbst mit Ungeduld an, daß ein Theil von Priestern in der Seelsorge, und zwar bey weitem der größte, mit seinen Erwartungen auf eine Pfründe, so lange hingehalten wird, indeß einige Subjecte, denen gerade gewisse Verhältnisse zu statten kommen, vorzüglich begünstigt werden. Zum Ruhme muß man es demselben nachsagen, daß es auch schon gethan hat, was es konnte, um der Sache eine andere Wendung zu geben. Aber **Patronatsrechte** lassen sich einmahl nicht nach Gefallen einschränken; nur auf die **Herren Patronen** selbst kommt es an, einen großmüthigen, und für das Ganze vortheilhaften Gebrauch davon zu machen. Aber es gibt noch viele edelgesinnte Männer unter ihnen, und von diesen läßt sich hoffen, daß sie in der Zukunft ihre Rechte nicht anders, als das Ganze im Auge, ausüben werden. Der Freund der guten Sache wird ihre Nahmen öffentlich nennen, und der Clerus ihnen danken.

Über die gemeinschaftlichen deutschen Erziehungsinstitute.

Man hat in Deutschland verschiedene Institute, wo junge Leute vom Adel und Mittelstande eine gemeinschaftliche Erziehung genießen. Sie sind unter den Nahmen der Akademien, Philantropine und Seminarien bekannt. Manche darunter sind fürstliche Stiftungen, wo die Jugend auf Kosten des Staats unentgeltlich erzogen wird. — Die Absicht der Stifter mag immer die beste gewesen seyn. Sie glaubten vielleicht, bey Errichtung solcher Institute, mit einem geringen Kostenaufwande dem Staate viele nützliche Bürger zu geben. Man muß, um solche Institute nach ihrer Nützlichkeit oder Schädlichkeit beurtheilen zu können, einen zweyfachen Gesichtspunct annehmen. — Die Erziehung bey solchen Instituten, zerfällt in zwey Hauptbestandtheile: in die wissenschaftliche und die moralische. Die wissenschaftliche Er-

ziehung kann nun auch mit körperlichen Übungen verbunden seyn, die als praktische Anwendung der Kunstkenntnisse, oder als nothwendige Bedingniß zu einer nützlichen Anwendung der ersteren, betrachtet werden können. Die Zweige der wissenschaftlichen Erziehung sind aber übrigens sehr mannigfaltig; und ein zweckmäßiges Institut muß sich nur auf eine derselben, oder wenn nicht auf mehrere, doch wenigstens untergeordnete Zweige beschränken. Die moralische Erziehung aber ist die einzige in ihrer Art, und darf von keinem Erziehungsinstitute, ihr Zweck mag seyn, welcher er wolle, ausgeschlossen seyn. Denn was nützen dem Jünglinge die herrlichsten Kenntnisse bey einem verdorbenen moralischen Character? Meistens läßt sich moralische und wissenschaftliche Erziehung gar nicht von einander trennen; denn sie stehen im directen Verhältnisse des Wachsthums zu einander. Ein junger Mensch, dessen Herz durch Lüste verdorben ist, wird meistens liederlich, scheut jede etwas andauernde Kopfanstrengung, und ohne diese ist ja auch wissenschaftliche Cultur nicht möglich. Doch gibt es Fälle, wo der sittlich verdorbene junge Mensch doch noch immer merklich in wissenschaftlichen Kenntnissen zunimmt. Manch Mahl liegt sogar im moralischen Verderbnisse der Grund zu der eifrigsten wissenschaftlichen Kopfübung, z. B. ein überspannter Ehrgeiz, ein giftiger Neid, eine günstige Aussicht zur vollen Befriedigung gewisser Lüste, einem mächtigen Stifte zu gefallen, machen den stu-

dierenden Jüngling oft rastlos, thätig und geschäftig. Doch sind dieß die seltenen Fälle; meistens liegt auch bey einem verdorbenen Herzen das Genie darnieder. Bey einem Institute also, wo moralische Erziehung gar oft verfehlt wird, ist auch die wissenschaftliche wenigstens auf das Spiel gesetzt. Um also gemeinschaftliche Erziehungsinstitute als verwerflich darzustellen, braucht es nichts mehr, als den nachtheiligen Einfluß derselben auf die Moralität junger Leute zu zeigen.

Ich will meine Erfahrungen darüber mittheilen, und es andern überlassen, entweder die Ihrigen an die Meinigen anzureihen, oder sie durch entgegensetzte Beobachtungen zu widerlegen.

Gemeinschaftliche Erziehungsinstitute sind für die Moralität junger Leute äußerst gefährlich. In solchen Erziehungsinstituten studieren junge Leute in einem Zimmer zusammen, und neben einander, und schlafen auch in einem gemeinschaftlichen Zimmer zusammen. Bey ihren Erhohlungen tummeln sie sich entweder gemeinschaftlich mit einander herum, oder einer flüstert dem andern einstweilen in einem Winkel des Zimmers seine geheimen Herzensempfindungen zu. Vor allen muß ich anmerken, daß es schlechterdings unmöglich sey, daß der Aufseher sie immer unter den Augen behalten könne; besonders wenn er der einzige Mann ist, der über eine bestimmte Anzahl von jungen Leuten zu wachen hat. Also fällt

hier gleich die Einwendung weg, die man mir machen könnte, wenigstens im angegebenen Falle. Sey auch der Aufseher immer gegenwärtig: so wissen die jungen Leute doch so viele Vorwände, daß sie da, wo der Aufseher nicht einmahl etwas Zweydeutiges ahnet, eine gewisse Absicht tückisch durchsetzen, die sie mit Wissen des Vorgesetzten nie erreicht haben würden. Und was kömmt ihnen hierin sonst anders zu statten, als der gemeinschaftliche Umgang? Hier finden sie Gelegenheit, ihre geheimen Anschläge gegen einander auszuwechseln; sie arbeiten, so zu sagen, mit vereinigten Kräften, pflegen ein gemeinschaftliches Studium, um zweydeutige Einfälle ins Werk zu setzen. Die Gefahr der Ansteckung ist demnach in einem gemeinschaftlichen Erziehungsinstitute außerordentlich groß. Es fehlt nicht, daß unter der Mehrheit der Zöglinge nicht einer oder der andere seyn sollte, der entweder von Natur schon bösartig, oder wenigstens schon in der allerersten Erziehung vernachlässigt ist. Man bedenke noch, wie geneigt junge Leute zur Nachahmung sind, und welch einen geheimen Einfluß manch Mahl die Denk- und Sinnesart eines jungen Menschen auf den andern habe, besonders wenn sie mit einander aufwachsen, mit einander immer in der Nähe sind, den ganzen Tag über einander beobachten.

Man hat hier Beyspiele, daß junge Leute bey längern Umgange sogar ihre unwillkürlichen Mienen und Geberden einander mitgetheilt

haben. Man nehme noch dazu die durchaus herrschende Einförmigkeit in der Erziehung selbst; die Gleichheit des Alters, der Kleidung, der Kost, des Studierens und der Erhohlungen, und alle der äußern Umstände, die auf die Bildung einigen Einfluß haben; muß dadurch nicht auch ein gemeinschaftlicher Geist unter den Leuten entstehen, und ists wahrscheinlich, oder nur möglich, daß junge Leute in allen übrigen Dingen einander so ähnlich, und nur in den Sitten so sehr von einander verschieden seyn sollten? Es ist dabey alle Mahl mit Grund zu befürchten, daß die eigentliche Entwicklung des moralischen Characters, wozu jeder von Natur aus eine subjectiv verschiedene Anlage hat, bey manchem ganz verfehlt werde. Ich finde wenigstens nichts unzweckmäßiger, als mehrere junge Leute nach einer gemeinschaftlichen Erziehungsform zu modeln. Einige darunter sind gewiß allezeit auf ein Erdreich verpflanzt, wo sie nicht fruchtbar gedeihen können. Wenn man einwendet: ja, der Lehrer muß die Kunst verstehen, jeden nach seiner Art zu behandeln: so antworte ich: 1) fordert das eine Erziehungsgabe, die etwas seltenes ist; und der Erzieher selbst wird bey den Bemühungen, sich jedem besonders zu individualisiren, in seinen Erziehungsmaximen selbst unbestimmt. 2) Ist die Behandlungsart des Lehrers nur ein Umstand, der auf Bildung Einfluß hat; so will ich auch setzen, daß diese jedem einzelnen Zöglinge subjectiv angemessen

seyn: so ist doch der übrige Erziehungsetat, der außer Zweifel auch mit in Anschlag gebracht werden muß, durchaus der nähmliche, und richtet sich so wenig nach der subjectiv verschiedenen physischen und moralischen Constitution eines jeden, als es bey einem gemeinschaftlichen Erziehungsinstitute nur möglich ist. So ist es z. B. weit gefehlt, wenn Jünglinge von verschiedenen Temperamenten, und von verschiedenen Alter (ich setze, das Institut hat Zöglinge von 8 bis 18 Jahren) die nähmliche Kost erhalten. Ärzte und Diätetiker mögen mir hierin beypflichten, und im Stande seyn, diese Anmerkung weiter auszuführen. So ist es auch gefehlt, wenn in einem gemeinschaftlichen Erziehungsinstitute jeder angehalten wird, das nähmliche wissenschaftliche Fach zu betreiben. Ich kenne ein adeliges Erziehungsinstitut, das dem Militärstande die meisten Zöglinge liefert, und dennoch dieselben mit gelehrten Studien, die mehr für den Staatsmann, oder noch eigentlicher für das litterarische Genie, gemacht sind, herum treibt. Dieß hat die schlimmsten Folgen. Die jungen Leute sollen Dinge lernen, die sie nach ihrer eben nicht grundlosen Einsicht, für unnöthig halten, und woran sie einmahl keinen Geschmack finden; sie sollen gegen den Strom schwimmen; das heißt eben so viel, als sie frühe schon zur Trägheit gewöhnen; denn wie die Alten sagten: invita Minerva etc. so ists der unglückseligste Gedanke, Jemanden zu einem Metier oder einem

Studium anzuhalten, wozu ihm fast jede Anlage fehlt. Ein junger Mensch, der auf ein Fach angewiesen ist, von dem ihm seine Natur abruft, macht zwar seine Arbeiten aus andern Zwangsmotiven schulgerecht mit, arbeitet aber nie mit Lust und nie mit Vorschritten, die der Mühe lohnten. Ich sah mehrere solche junge Leute in einem ewigen Streite mit sich selbst liegen, und kein Menschenkenner konnte mit ihnen zürnen, wohl aber sie bedauern. So rächt sich die Natur meistens, wenn man ihre Werke verachtet, oder sie gar zu bekämpfen sucht.

Dieser Fall trifft aber nun leider! zu oft die gemeinschaftlichen Erziehungsinstitute. Manchem Vater ist es mehr darum zu thun, die Erziehungskosten von sich abzulehnen, als seinen Sohn zweckmäßig erziehen zu lassen. Hat er nun jenen Wunsch erreicht; so frägt er nicht erst (und das wäre wohl schon zu spät,) er untersucht auch nicht einmahl vorläufig, ob sein Sohn mit seinen Anlagen in dieses oder jenes Erziehungsinstitut passe; wenn nur einmahl die Erziehungsunkosten vom Halse sind, das übrige, denkt er, muß sich schon geben. Tristis paupertas quo non cogis etc.

Daraus entstehen nun für Vater und Sohn, und das Erziehungsinstitut selbst, die traurigsten Folgen. Es gibt gewisse Stände, die auf unfehlbare Versorgungen, so zu sagen, ein Privilegium zu haben scheinen. Unter der Garantie ihres Standes können also diese immer bey jeder unzweckmäßigen Ausbildung, auf künfti-

ge Versorgung rechnen. Des Mangels an Versorgung will ich also hier nicht unter den schlimmen Folgen der gedachten Erziehungsart gedenken. Allein, diese Versorgung selbst, wenn sie wirklich eintrifft, kann sie wohl den aufs Gerathewohl, und nur pro forma erzogenen jungen Mann glücklich machen? Gewiß nicht; in keinem Falle. Denn ich setze voraus, die Erziehung des jungen Menschen war unzweckmäßig, er hat also noch gar keine Ausbildung; noch viel weniger jene bestimmte Ausbildung, die zu dem Stande gehört, in den er jetzt, dem Alter nach, tritt; was wirds nun mit solchen, zur Versorgung herangereiften Männern? Wenn sie noch bescheiden oder ehrgeitzig sind: so stellen sie den Sprecher hinter die Coulisse, und ahmen seine Sprache auf der Bühne nach.

Die traurigste Folge aus einer solchen unzweckmäßigen, und nur nach der Kostenersparniß abgemessenen Verwendung, entstehet für das Erziehungsinstitut selbst, besonders wenn es sich auf eine sogenannte milde Stiftung gründet. Hier richten sie wahres Unheil an. Ich spreche aus der Erfahrung. Findet sich in einem solchen Erziehungsinstitute ein junger Mensch, der mit seinen Anlagen nicht in dieselbe paßt: so verirrt er sich auf tausend Nebenwegen, weil man ihm im Grunde wirklich eine unrechte Bahn vorgezeichnet hat; und meistens will er Gefährten zur Seite haben. Was thut er? Er gibt sich alle Mühe, um andere Zöglinge

auch aus ihrem echten Geleise zu ziehen, in dem sie mit großen Schritten fortwandeln. Gar oft gelingt ihm dieses, denn ein junger Mensch spricht immer vernehmlicher zu dem andern, als der Mann, oder seine reife Vernunft. Die dem Jünglinge angewiesenen Arbeiten sind seinem Talente nicht angemessen; er beschäftigt sich also nie eigentlich, weil er sich auch bey den vortrefflichsten Studien nie zweckmäßig beschäftiget. Die angewiesenen Arbeiten befriedigen also in ihm den immer so regen Trieb zur Thätigkeit nie, weil dieser eigentlich den Gegenstand nicht hat, an dem er sich fixiren könnte. Der junge Mensch verfällt also auf mancherley Nebenbeschäftigungen, die vielleicht so unzweckmäßig sind, als sein Hauptstudieren; endlich wird ihm letzteres gar eine Nebensache, und der junge Mensch wird ein Spiel seiner Laune, seiner Willkür, oder zu den mannigfaltigsten Lastern, als Zänkerey, Neid rc. aufgelegt; denn wenn sie auch in den Wünschen überein kommen: so trennen sich jugendliche Gemüther öfters in den Maßregeln, sie zu befriedigen. Hat jeder sein besonderes Interesse, jeder seine besondere Lieblingsneigung: so durchkreuzen sie sich auf allen Wegen, und treiben sich oft auf die ausgesuchteste Weise an einander. Ist der Aufseher kein unpartheyischer Mann, läßt er sich von jugendlichen Schmeicheleyen einnehmen: so legt sich jeder gar auf die Kunst, frühe schon den Schmeichler zu spielen. Meines Bedünkens werden jugendliche Köpfe in gemeinschaft-

lichen Erziehungsinstituten zwar etwas mehr und früher schon zum raffiniren gewandt; allein leider nur meistens wenden sie diese Fertigkeit zum Bösen an. Dieses Raffiniren beziehet sich nähmlich meistens entweder auf angelegte Possen, die einer dem andern zu spielen sucht, auf eine gewisse jugendliche Rache, mit der jede vermeinte Beleidigung gerochen werden muß, oder auf Erfinden gewisser geheimen Plane, woran die jugendlichen Köpfe in gemeinschaftlichen Erziehungsinstituten, aus ganz begreiflichen Ursachen, viel fruchtbarer sind; oder auf liebloses Beurtheilen anderer Kameraden. Besonders merkt man in solchen Erziehungsinstituten durchaus ein gewisses Sinnen und Trachten, einander von einer lächerlichen und verächtlichen Seite darzustellen. Neid, jugendliche Rangsucht, Stolz, Rachgierde, sind die geheimen Triebfedern dazu.

Wie ists nun möglich, daß unter solchen Umständen ein jugendliches Gemüth nicht frühe schon verdorben werden sollte!

Es war eine Zeit in Deutschland, und sie ist noch nicht ganz vorüber, wo eine gewisse Philantropinensucht herrschte. Es waren vielleicht meistens öconomische Speculationen, wo man mehr den öconomischen als pädagogischen Nutzen mit in Anschlag brachte. In einer neuen Biographie scheint sich ein ehemahls berühmter Erzieher fast selbst auf so eine Art zu verrathen. Doch mag es auch immer patriotische Männer gegeben haben, die um den möglichsten wei-

ten Wirkungskreis für ihre Erziehungstalente zu erhalten, selbst Stifter und Beförderer solcher gemeinschaftlichen Erziehungsinstitute wurden. Letztere mögen immer, wie jede Sache auf der Welt, auch eine vortheilhafte Seite haben, und sollte es auch nur der sparsame, zum Erziehen erforderliche Kostenaufwand seyn. Allein ihren guten Einfluß auf moralische Bildung, worauf doch im Grunde bey jeder Erziehung das meiste ankommt, kann ich nicht einsehen. Im Gegentheile finde ich sie nach meinen Erfahrungen und psychologischen Grundsätzen, in dieser Rücksicht äußerst verderblich. Für dieß Mahl genug über diesen Gegenstand; zu einer andern Zeit vielleicht noch mehr.

Harte Lage des jüngern Clerus im Wirzburgischen.

Der jüngere Clerus im Bisthume Wirburg bekommt und gibt sich zum Theil selbst eine Bildung, die nicht in die noch bestehende Verfassung dieses Bisthums, und wohl auch des ganzen katholischen Deutschlands, passet. Daraus entsteht nur eine harte Lage für denselben.

Der Geschmack des jungen Weltgeistlichen wird in den untern Classen durch die schönen Wissenschaften gebildet, er lernt daraus eine gesunde Philosophie, in welcher er zum Denken, zum Selbstdenken, angewiesen wird. Nun tritt er, mit einem gebildeten Geschmack, und an Philosophie gewöhnt, in die Theologie Diese neue Laufbahn kommt ihm Anfangs ganz fremd vor, sein gereinigter Geschmack und philisophischer Geist glaubt hier gar keine Nahrung zu finden. Doch merkt er bald, daß die Philosophie nicht ganz aus den Gränzen der Theologie ver-

bannt ist; er hört sogar, daß er diese mit jener verbinden soll. Nun fängt er an, das Studium der Theologie lieb zu gewinnen.

Er wird in die Hermenevtik eingeleitet, und hört eine richtige Exegese der biblischen Bücher, und die Kirchengeschichte ganz pragmatisch behandelt. Auch in der Moral und Dogmatik sieht er, daß man sich bemüht, beyde auf Philosophie und gründliche Schriftauslegung zu gründen. Nur dann kann es ihm nicht behagen, wenn es ad ductum Haberti geht; da sitzt er freylich mit Ekel und Verdruß da, hat auch manch Mahl Stoff und Ursache zum Lächeln und Spötteln. — Wie in dem öffentlichen Hörsaale, so sucht der junge Weltgeistliche auch zu Hause seinen Geist aufzuklären, und mit Kenntnissen zu bereichern. Er verschaffet sich, und liest besonders in dem Fache, welches er sich zu seinem Hauptstudium gewählet hat, die besten Bücher, sowohl von den alten, als neuen; auch an den neuesten und beliebtesten Journalen und gelehrten Zeitungen fehlt es ihm nicht. Nebenher befleißigt er sich auch, in der Philosophie weiter fortzuschreiten, und seinen Geschmack durch Lektüre zu verfeinern. Selbst von seinen Mitbrüdern im Seminarium lernt er, denn einer theilt dem andern seine erworbene Kenntnisse mit. Überhaupt stimmen die vorzüglichsten Köpfe die Denkungsart aller übrigen, besonders wenn sie zu Repetitoren bestellt sind; denn da haben sie Gelegenheit, viel zu wirken; durch die Repetitionen kann man die Fähigkeit der jungen Leute kennen

lernen, und da wäre es dann ein unmaßgeblicher Vorschlag, die Fähigsten und Geschicktesten auszulesen, und sie zu Professoren zu bestimmen, auch sie diese Bestimmung wissen zu lassen, damit sie sich desto sicherer und fleißiger dazu vorbereiten können und mögen.

So wird der junge Geistliche gebildet, und so bildet er sich selbst. Mit seinen erworbenen Kenntnissen tritt er nun aus dem Seminar in die Seelsorge, und hat den schönsten Vorsatz, wahres Christenthum, reines Evangelium zu predigen, das Wesentliche der Religion nachdrücklich zu empfehlen, und unverwerfliche Nebensachen zur Beförderung der Hauptsache zu benutzen. Auf dem Lande hört er nicht auf, fort zu studieren, er bestrebt sich, in der Religionskenntniß immer weiter fortzurücken. Aber nun bemerkt er auch bald, daß vieles sich mit seiner Philosophie und Theologie gar nicht reimet. Er muß einen Katechismus erklären, der ein dürrer Auszug aus einer polemischen Jesuiten Dogmatik ist, der vor Zeiten seinen Nutzen gehabt haben mag, den heutigen Zeiten aber nicht mehr angemessen ist, der manches enthält, was gegen die Überzeugung des jungen Geistlichen ist und seyn muß.

Und doch soll er darüber reden? was soll er darüber reden, was soll er thun? — Dem Katechismus geradezu widersprechen? Das wäre wohl das unräthlichste und gefährlichste. Darüber hingleiten und stille schweigen? Auch dadurch entgeht er nicht immer der Gefahr, besonders wo das Volk schon im voraus gegen die jun-

gen Geistlichen eingenommen ist, und daher ihre Rechtglaubigkeit im Verdachte hat. Das Volk kommt dann gleich auf allerley Muthmaßungen, und bleibt nicht einmahl dabey, sondern glaubt Gewißheit zu haben. — Manches ist im Katechismus unbestimmt hingeworfen; will es nun der Geistliche genau bestimmen, und allen unrichtigen Verstand auf die Seite räumen: so stößt er gar leicht an; indem es der gemeine Haufe gemeiniglich nach dem rohen Buchstaben nimmt, besonders weil man es in den vorigen Zeiten unterlassen hat, diese unbestimmten Sätze genau und richtig zu bestimmen; oder wenn es gar jetzt noch von Mitcollegen geschieht. Erklärt z. B. der junge Geistliche die Frage im 1. Hauptstück, §. 11.: „ist dieser wahre einige Glaube nothwendig zur Seligkeit?“ a) richtig, zeigt er, wie die Texte: „Ohne den Glauben ists nicht möglich, daß man Gott gefalle, und wer glaubt und getauft ist, wird selig, wer aber nicht glaubt, wird verdammt werden“ zu verstehen sind, und das Volk sieht, daß es die sogenannten Ketzer nicht schlechterdings mehr in die Hölle schicken darf, so wird es viel seyn, wenn er nicht selbst ein Ketzer seyn muß.

Im Predigen geht es ihm nicht viel besser. Trägt er eine lautere Dogmatik und Moral vor: dringt er aufs Wesentliche, und empfiehlt nicht Andächteleyen, Wallfahrten, Brüderschaften, Ablässe ꝛc.: so macht er schon sich dadurch verdächtig; wagt ers erst, den Aberglauben, die Mißbräuche und Frömmeley geradezu anzugreifen (und das kann nicht immer umgangen werden):

so darf er sich glücklich schätzen, wenn er nicht für einen Freygeist gehalten und verschrien wird.

Dann muß er eine Liturgie treiben, die seiner Philosophie vielfältig widerspricht. Sie wird in einer fremden, dem Volke unverständlichen Sprache verrichtet, ist mit Ceremonien überladen, die oft ganz sinnlos und unzweckmäßig sind; daraus kann nichts, als größtentheils bloßer Mechanismus entstehen. Wie hart muß dieß dem redlichen Geistlichen fallen? Wie wehe muß es ihm thun, wenn er das Volk zur Kirche, wie zur geistlichen Komödie kommen sieht, ohne Verlangen nach Nahrung für Verstand und Herz, sondern, um für seine Augen und Ohren eine Ergetzung zu suchen, kurz, einen andächtigen Zeitvertreib zu haben? — Sucht er sich nun in etwas selbst zu helfen, und nimmt er Verbesserungen vor, so viel er kann: so hat er Verdruß über Verdruß, und diesen helfen manche Herren Confratres treulich vermehren, oder sie verursachen ihn wohl selbst. Denn der Herr Pfarrer M., zu U . . . . war nicht der einzige in der Diözese, er hat seines Gleichen noch sehr viele. Diese machen sich dann ein Verdienst daraus, und glauben einen recht gottgefälligen Eifer zu beweisen, wenn sie ihre jüngern Mitbrüder, als Ketzer oder Freygeister (ohne zu wissen, was ein Freygeist ist) verschreyen, weil sie nicht an Hexen und Gespenster glauben, nicht immer, wie sie, den Rosenkranz in den Händen haben, und unverstandene Gebethe herunterplappern; nicht geweihte Pfennige sehr andächtig küs-

sen, nicht Legenden-Mährchen predigen. Darum sagen sie: die jungen Leute haben keinen Geist. An Mönchen, die den jungen Clerus herunterseten, öffentlich heruntersetzen, fehlt es auch nicht; und das Geschrey des fanatischen P. W. wirkt bis auf das Land. Kann nun der jüngere Clerus Erleichterung seiner Lage hoffen? Wird sie schlimmer oder besser werden? Daß muß die Zukunft lehren. — Der unglücklichste Gedanke wäre es, wenn man auf den Einfall käme, den Geist der jungen Leute niederzudrücken, welches aber nunmehr auch unmöglich, und der lächerlichste aller Versuche seyn würde. Man lasse der Freyheit ihren gehörigen Spielraum, sie wird um so eher von Ausschweifung zurückgehalten werden; schließt man sie aber in zu enge Gränzen ein: so bricht sie mit Gewalt durch, und wer weiß, wie weit sie dann geht. Dieß lehrt die Geschichte aller Zeiten. Von höhern Orten aus muß dem jüngern Clerus geholfen werden, von da aus müssen Einrichtungen und Anstalten getroffen werden, welche seiner Denkungsart, die eine Frucht seiner Erziehung, und also des Staates ist, mehr angemessen sind. Denn es ist nicht genug, daß man die Geistlichen aufklärt; zu gleicher Zeit muß man auch auf die Aufklärung des Volkes bedacht seyn, sonst passen dasselbe und seine Lehrer nicht zusammen, es entsteht Verwirrung, und diese bekommen den härtesten Stand.

Schon vor zehn Jahren fing man in Wirzburg an, an einem neuen Gesangbuche zu arbei-

ten; schon vor eben so viel Jahren wollte man einen neuen, wenigstens einen verbesserten Katechismus verfertigen und herausgeben; und vor eben so langer Zeit forderte man von den Land-Dechanten und Pfarrern ein Gutachten, wie die öffentliche Gottesverehrung erbaulicher einzurichten wäre. Bis hierher kam von keinem dieser Stücke noch etwas zu Stande. Vielleicht heben sich diese Hindernisse, welche beydes bisher verzögert haben, nun bald. So viel ist gewiß, wenn diese Dinge einstweilen ausgeführet würden: so wäre der junge Geistliche um vieles erleichtert. Was er thäte und lehrte, wäre mehr autorisirt, und die Bigotten und Hyperorthodoxen müßten wenigstens stille schweigen, ins Geheim möchten sie gleichwohl mit den Zähnen knirschen.

(Diesen Aufsatz schrieb H. K. Bauerschubert, im Jahr 1791.)

Predigt an Christi Himmelfahrt, 1791.

Die zwey letzten Gebothe Jesu: Friede sey mit euch, und, liebet einander, wie ich euch geliebet habe.

Text.

Eduxit eos in Bethaniam, et elevatis manibus suis benedixit eis et dum benediceret illis, recessit ab eis, et ferebatur in Cœlum. Luc. 24.

Er führte sie hinaus bis nach Bethanien, und hub seine Hände auf, und segnete sie. Und da er sie segnete, schied er von ihnen, und fuhr auf gen Himmel. Luk. XXIV. 50 51.

Eingang.

Da wir heute, m. A.! das Andenken jenes Tages feyern, wo unser Herr und Heiland Jesus Christus für allezeit Abschied von seinen Jüngern und Aposteln nahm, und zum Lohne seines rechtschaffenen und tugendhaften Wandels, glorreich in den Himmel aufgenommen, und zur Rechten seines Vaters gesetzt ward: so ists allerdings der Mühe werth, daß wir, ehe wir unsere Augen auf seine majestätvolle Auffahrt wenden, uns noch einmahl bey seinem von der Auferstehung an bis zu der Auffahrt hin geführtem Leben, verwei-

len; ihn noch hier bey seinem Thun und Lassen betrachten, das er uns ebenso, wie das vor der Auferstehung, zum Muster, zur Nachahmung, hinterlassen hat. Denn er selbst spricht ja von sich in seinem ganzen Leben: sehet auf mich, und folget mir nach. Ich bin das lebendige Ebenbild Gottes; ich bin der Weg zum Himmel, und wer mir nachfolgt, der wandelt nicht im Finstern.

Einmahl war nun Jesus Christus nach seiner verherrlichten Auferstehung noch jener liebevolle, zu den Schwachheiten der seufzenden Menschheit herabgelassene Menschenfreund, wie zuvor, wo er noch in einer sterblichen Hülle wandelte; die geweinte Thräne der Unschuld rührte noch, wie zuvor, sein Herz. Seine Verklärung von Gott hatte im geringsten nicht seine Sinnes- und Handlungsart zu den Menschenkindern umgeändert; sein Herz fühlte noch, wie zuvor, das Elend der Menschen; seine Augen sprachen noch Liebe und Sanftmuth, wie zuvor, und seine Hände waren, wie zuvor, zum Segnen und Wohlthun bereit; er war noch ein Freund, noch ein Bruder, noch ein Wohlthäter seines Volks, wie zuvor. Ein mustervolles Betragen, m. A.! deßgleichen die Welt nicht mehr aufstellt. Kommen die Menschen dieser Welt schnell zu Ehren, zu schnellen Reichthümern, zu einem unerwarteten Glück, o, wie erscheinen sie da? Sind sie wohl noch jene geschmeidige, gefällige, in allen Stücken beyspringende Leute; sprechen sie noch wie zuvor, wo sie noch unter die Niedern und

Verlassenen des Volks gezählet wurden, von Barmherzigkeit, Liebe und Wohlthun? Blähet sie ihr neuer Glücks- und Geldgott nicht auf? Flößt er ihnen nicht Hochmuth statt der Demuth, Haß und Verachtung statt der Liebe, Hartherzigkeit statt der Barmherzigkeit, in Herz und Seele? Werden solche Glückskinder, A.! ich frage sie selbsten, nicht ganz umgeänderte Leute, nachdem sich ihre äußeren Umstände geändert haben? Leben sie nicht so, als wenn sie keines Menschen Hülfe in Ewigkeit mehr bedürfen würden? Schauet aber hin, der erhöhte und verklärte Heiland Jesus Christus verdammt solche mit seinem Betragen. — Er lehrt uns, daß die wohlthätigen, liebevollen Gesinungen zu den Menschen, zu den Kindern des himmlischen Vaters, weder durch unerwartetes Glück, noch Ehre und Geld und Gut sich sollen umändern lassen; er lehrt, daß nur die frommen, demüthigen, zu dem Elende des Verlassenen sich herablassenden Gesinnungen, und die aus selbigen fließenden Handlungen — nicht jene — den Menschen einen Werth, ein Ansehen vor Gott geben. Wer hoch steht, der verbreite, wie die Sonne von ihrer Höhe, Segen und Glückseligkeit; wer reich ist, der streue von seinem Reichthum viel Samen aus, der für die Ewigkeit hundertfältige Früchte gibt; der sehe den Ärmern als den Acker an, auf den er den Samen werfen muß, dann wird er ein wahrer Nachfolger Jesu Christi seyn.

Niemanden geht die Wahrheit so klar und deutlich, so unverfälscht vom Herzen weg, als

wenn dem Manne seine Reise zu der Ewigkeit bevorsteht. Eine Wahrheit, m. A.! die wir bey jedem Sterbenden am Krankenbette erfahren können. Jesus Christus, der Wahrheitsfreund, verdient daher in seinen Lehren, die er seinen Jüngern und Aposteln noch vor seiner Himmelfahrt gab, betrachtet zu werden. Gewiß müssen jene die wichtigsten, zur Erwerbung der ewigen Glückseligkeit, die vortheilhaftesten seyn, nachdem er zum letzten Mahle mit seinen Jüngern spricht. Und welches sind die Lehren, die Jesus Christus seinen Jüngern noch kurz vor der Himmelfahrt gab? Diese zwey: **Der Friede sey mit euch, habt Friede unter einander. Und, liebet einander, wie ich euch geliebet habe;** dieß setzt er noch hinzu: dieß sind die letzten Gebothe, die ich euch gebe; und daran wird man erkennen, ob ihr meine wahrhaften Jünger seyd. Andächtige! wir nennen uns Christen, wollen wir aber wahrhafte Christen seyn, o so vergessen wir nie die zwey wichtigsten Lehren des ganzen Christenthums, den Frieden und die Liebe. Sorget für den Frieden eures Herzens, welcher darin besteht, daß ihr die Sünde als die Störerinn alles Seelenfriedens nicht in eurem Herzen herrschen lasset. Habt Friede in euren Häusern, Hausväter und Hausmütter! und schreibt oben an eure Thürschwelle, damit ihr diese heilige Ermahnung nie vergessen möget: der Friede sey mit uns allen, und verflucht sey der, der nicht Friede hält! Habt Friede endlich in eurer Gemeinde; lebt friedlich und einträchtlich wie Brü-

der Jesu Christi, wie Kinder eines Vaters unter und mit einander. Verflucht sey, wer Zank und Streit erregt, und so den Frieden bricht! Aber mit dem Friedehalten allein ist noch nicht alles geschehen, ist noch nicht das ganze Gesetz erfüllt. **Liebet auch einander**, spricht Jesus Christus, durch Liebe muß der Friede, und durch Frieden die Liebe aufrecht erhalten werden. Die Liebe aber, spricht der Apostel Paulus, ist nicht müßig, sie muß thätig und wirksam seyn; sie duldet und erträgt des andern Menschen Fehler, weil sie weiß, daß kein Geschöpf Gottes ohne Fehler ist. Sie trocknet die Thräne, wo sie geweint wird; sie fasset auf den Seufzer, der von beklemmten Herzen kommt, sie steuert der Noth, wo sie immer gesehen wird; sie hilft, wo sie helfen kann; sie erblickt an jedem einen Bruder Jesu Christi, und weiß, was sie dem verlassenen Bruder thut, daß sie's Jesu Christo gethan habe.

Liebet einander, A! das ist mein erstes und letztes Wort, und verflucht soll seyn, der nicht Liebe hält.

Drittens brachte Jesus Christus vor seiner Auffahrt alles in Ordnung, was er immer voraussehen mochte, das Streit nach ihm erregen könnte. Der Kirche, die er gestiftet hatte, gab er seine Vorsteher; der Herde, von der er der Hirt war, gab er andere Führer, die mit dem nähmlichen Geiste seine Herde weiden sollten. O, welch treffliches Muster gibt euch Jesus Christus hier alle, die ihr eines hohen Alters wegen, dem

Tode eurer Himmelfahrt so nahe seyd. Macht doch bey Zeiten Ordnung in eurer Haushaltung, ihr Männer, offenbaret euch doch euren Weibern, euern Kindern, so ihr ja etwas unternommen haben solltet, welches ihnen nach euerm Tode bittere Thränen auspressen möchte. Offenbaret es jetzt, wo ihr noch den vollständigen Gebrauch eures Verstandes habt, damit es noch zu eurer eigenen Gewissensberuhigung abgethan werden könne. Vergesset dabey nicht, eure Söhne und Töchter an euer Sterbelager hinzurufen, und ihnen nochmahls jene schönen Worte des frommen Vaters Tobias ans Herz zu legen: **Mein Sohn, alle dein Lebtag habe Gott vor Augen, halt seine Gebothe, und dann wird sein Segen reichlich über dich herabfließen.** Empfehlet eure Söhne und Kinder dem Schutze des himmlischen Vaters, und dann erwartet ruhig und getrost den Engel des Friedens, der euch in die himmlischen Wohnungen einführen wird.

Jesus Christus, nachdem er dieß alles im verklärten Leibe mit seinen Jüngern und Aposteln unternommen hatte, führte sie nun hinaus, wie das Evangelium spricht, auf einen Berg, stellte sich hier in ihre Mitte, die Jünger standen alle um ihn herum, voll Erwartung, was geschehen werde. Feyerlichst erhob er seine heiligen Hände, Augen und Herz waren gen Himmel gerichtet; er bethete laut zu Gott seinem himmlischen Vater, dankte ihm nochmahls, und empfahl seine Jünger dem Schutze und der für sie sorglichen Liebe seines Vaters; dann blickte er sie

alle nochmahls freundlich und liebevoll an, und mit diesem Blicke, der ihnen sagen mußte, wie sehr er sie liebe, und wie wehe es ihm thue, daß er von ihnen scheide, ohne daß er sie jetzt zu sich nehme könne, setzte er sich auf eine lichte Wolke, die sich ehrfurchtsvoll herab ließ, und fuhr dem Himmel, seinem alten Vaterlande, zu. Da standen sie, die Jünger, mit gen Himmel gewandten Augen, staunten ihren verklärten Herrn und Meister an, warfen sich auf ihre Angesichter nieder, betheten ihn an als ihren Gott, wie sie ihn noch nie erkannt hatten. Kehrten darauf unter Jubel und Frohlocken nach Jerusalem zurück, verkündigten die großen Dinge, die sie gesehen hatten, gingen in den Tempel, sangen Dank- und Loblieder, und ihre Freude erscholl selbigen Tag an allen Orten.

Geliebte, es sind nun 1791 Jahre, wo dieß geschah. Sollten wir aber wohl nach einer so langen Zeit nicht eben noch Ursache haben, uns über die glorreiche Himmelfahrt Jesu Christi zu freuen, wie seine Jünger sich gefreuet haben? Freylich können wir uns an seiner persönlichen Auffahrt nicht mehr ergetzen; das, was in allen christlichen Kirchen geschieht, ist nur Nachbildung von jener feyerlichen Begebenheit. Aber der Trost, die selige Hoffnung, die daher den Jüngern ward, ist für uns die nähmliche. Jesus Christus ist erhöhet zur Rechten Gottes; wir haben also dort einen gnädigen Fürbitter bey Gott, und wird der uns nicht alles gewähren, wenn wir im Gebethe vertraulich zu Gott uns na-

hen, nachdem er sein Leben für uns gelassen hat? O, fühlen wir nur den Trost, den er uns noch kurz vor seiner Auffahrt gab: ich fahre hinauf zu meinem und eurem Vater, und ich sage euch nicht, daß es nöthig seyn wird, für euch beym Vater zu bitten, denn er selbst hat euch lieb, und wird euch alles geben, was ihr zu euerm christlichen Berufe nöthig habt.

Jesus Christus litt in seinem menschlichen Leben unendlich viel; kein Leiden war, das er nicht in seiner ganzen Bitterkeit kosten mußte: aber nun ist er über alle Leiden erhaben, und sitzt am Throne seines himmlischen Vaters. Leidende Christen! schauet hin im Bilde, auf euern verklärten Herrn und Heiland; die Merkmahle seines Leidens sind noch an seinen Händen und Füßen sichtbar, aber sie dienen nur ihm, wie dem Helden, zum Ruhm und Verherrlichung. Freuet euch, mit Jesu Christo zu leiden, und dann auch durch ihn verherrlicht zu werden. Ihr frommen, tugendhaften Seelen, die ihr im Stillen von der Welt unbemerkt, so manchen harten Kampf mit der Sünde und den Lastern und euern bösen Leidenschaften kämpfet, schauet hin auf Jesum. Er ist euer Vorbild — und im Auffahren gegen den Himmel rief er euch allen noch zu: werdet nicht schwach im Kampfe mit der Sünde — vertrauet auf mich, und ich will euch von oben Gnade, Stärke, Beystand und Trost zuschicken. Die mit mir kämpfen und der Tugend huldigen, werden gleich mir, auffahren in das ewige Reich meines himmlischen Vaters. Freuet euch, Jesus Chri-

Christus ist aufgefahren, uns zu bereiten den Ort, wo wir nach unserer kurzen Wanderzeit im ewigen Frieden mit ihm leben, und ewig glückselig seyn sollen! Amen.

Am Charfreytage.

Wie Jesus starb, und wie auch wir sterben müssen, wenn wir ihm im Tode ähnlich seyn wollen.

Text.

Das ist je gewißlich wahr, sterben wir mit ihm: so werden wir auch mit ihm leben. 2ten Timoth. II. 11.

So gewiß Jesus gestorben ist, so gewiß werden wir alle auch einmahl sterben. Der Todestag Jesu, den wir heute feyern, muß uns also auch an unsern Todestag denken lehren. Für Jesum hatte sein Tod sehr wichtige Folgen; der unserige wird für uns gleichfalls wichtige Folgen haben. Sollten wir uns daher nicht eben so wohl auf den Tod vorbereiten, als Jesus sich dazu vorbereitet hat? Uns nicht eben so darauf gefaßt machen, als Jesus es gethan hat? Ja, Jesus muß uns im Leben und im Tode zum Muster dienen; im Leben wie im Tode müs-

müssen wir ihm ähnlich zu werden suchen. Ähnlichkeit mit Jesu ist die erhabenste Tugend des Christen; — so dachten wenigstens die Apostel, und andere von den ersten Bekennern Jesu. Unser keiner, sagen sie, lebt sich selber, unser keiner stirbt sich selber. Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn; sein sind wir, todt oder lebendig. Der Apostel setzt hinzu: das ist je gewißlich wahr, sterben wir mit ihm, so werden wir auch mit ihm leben. Ja, l. christlichen Zuhörer! so müssen, so wollen wir denken. Der Tod Jesu soll uns sterben, uns fromm und selig sterben lehren. So, wie Jesus den Tod betrachtete und erwartete: so wollen wir ihn auch betrachten und erwarten; so wie er ihn erduldete: so wollen wir ihn auch erdulden; seine Gemüthsfassung soll unser Muster seyn. Wie starb also Jesus, und wie müssen wir sterben, wenn wir ihm im Tode ähnlich seyn wollen?

Jesus starb erstlich vorbereitet; er starb nach einem gut vollbrachten Leben. Das Werk, das ihm der Vater aufgetragen hatte, das war nach allen Zwecken vollendet; das, was er zum Besten der Menschen auf Erden thun sollte, das hatte er gethan. So kurz sein irdisches Leben war: so hatte ers doch ganz nach dem Willen seines himmlischen Vaters zugebracht; durch nichts ließ er sich hindern oder aufhalten, das ganz zu seyn, ganz zu thun, was er seyn und

thun sollte. Mit Zufriedenheit und Freude sah er immer auf jeden Schritt zurück, den er zurückgelegt hatte; er bereute keinen Tag und keine Stunden, denn sie waren alle so verlebt, das er darob Freude und Ruhe in seinem Innern hatte.

So war also Jesus zu seinem Tode vorbereitet, und so konnte er demselben getrost entgegen sehen. Und hierauf kommt alles an, l. christliche Zuhörer! Sollen wir Jesu im Tode ähnlich werden: so müssen wir ihm auch im Leben ähnlich seyn. Sollen wir so getrost sterben, wie er gestorben ist: so müssen wir auch so tugendhaft und heilig leben, wie er gelebt hat. — Gott hat uns allen, wie seinem Sohne Jesu, ein Werk aufgetragen, das wir hier auf Erden thun sollen. Das Werk heißt: **Mensch, sey verständig und gut, und werde täglich verständiger und besser. Besiege das Böse, und vollbringe alles Gute; das Zufrieden- und Glücklichseyn erwarte nur in dem Maße, als du weise und gut oder tugendhaft bist.** Von der sorgfältigen Betreibung dieses Werks hängt vornähmlich unser Trost und unsere Hoffnung im Tode ab. Wer darin nachlässig und verdrossen ist, der ist nie zu dem Tode bereitet, wenn er auch noch so lange leben sollte. Wer aber den Willen seines Herrn thut, sobald er ihn weiß, wer immer besser zu werden arbeitet, sich stets im Recht und Wohlthun übt, den kann der Tod nie unbereitet überfallen, der ist stets auf seine An-

kunft gefaßt, stets zum frohen, seligen Sterben geschickt, er mag Jüngling oder Greis seyn.

Gott hat jedem auch noch ein besonderes Werk auf Erden aufgetragen, indem er einem jedem seinen Stand, seinen Beruf, seine Lebensart, seine Verhältnisse gegen andere, angewiesen hat. Und auch dieses Werk muß vollbracht, muß wenigstens so lange wir leben, mit Ernst und Treue getrieben werden, wenn wir Jesu im Tode ähnlich seyn, wenn wir getrost, wie er sterben wollen. So hat der Landesfürst sein Werk, der Beamte sein Werk, der Seelsorger sein Werk, der Hausvater sein Werk, die Hausmutter ihr Werk, der Herr sein Werk, der Knecht sein Werk, der Sohn sein Werk, die Tochter ihr Werk. Dem Hausvater und der Hausmutter hat Gott aufgetragen, für die Wohlfahrt der Kinder und andere Hausgenossen zu sorgen; sie sollen sie durch Lehre und Beyspiel zu allem, was edel, was lobenswürdig, was ehrwürdig, was recht und gut ist, erziehen. Eilt dann endlich einmahl euer Leben zu Ende, und ihr könnt zu euch selbst sagen: wir haben unser Werk verrichtet — durch unsere Schuld ist keine Seele aus unserm Hause verloren gegangen — wir haben so viel an uns war, alle zur Weisheit und Tugend angeführt, wir pflanzten durch Lehre und Beyspiel einen frommen Sinn und Wandel in sie; — dieß gibt dann Muth und Freudigkeit im Tode. — Wenn wir alle so leben, daß wir alle wie Jesus mit Freude auf unser Werk zurückschauen

können, dann können wir auch unser Leben so beschließen, wie er.

Unser Heiland starb zweytens mit Bereitwilligkeit, mit der völligen Unterwerfung an den göttlichen Willen. Jesus wußte, daß es der Wille seines himmlischen Vaters sey, daß er sterben sollte; wußte, daß sein Tod das Leben und der Trost der Menschen seyn werde; er wußte auch, daß nun die Stunde gekommen war, wo er sich für der Welt Sünde aufopfern sollte. Dieß Wissen war ihm genug, seinen Willen dem Willen seines himmlischen Vaters ganz zu unterwerfen. Vater, bethete er, nicht mein, sondern dein Wille geschehe; dein Rath werde vollbracht. Dieser große, fromme Gedanke führte ihn seinen Feinden, führte ihn dem Tode entgegen. Und eben so bereitwillig müssen wir dem Tode entgegen gehen, wenn wir Jesu im Tode ähnlich seyn wollen. Der Christ, der so gesinnt ist, wie Jesus, der überläßt die Zeit, die Art und Weise, wann und wie er aus diesem Leben in das künftige übergehen soll, ganz dem Willen seines Gottes und Vaters im Himmel. Er fesselt sein Herz nicht so sehr an die Erde und ihre Güter, daß sie ihn im Abscheiden den Tod schwer und bitter machen könnten. Ihn beschäftigen keine solchen Anschläge, deren Ausführung er für schlechterdings nothwendig zur Erfüllung seiner Bestimmung hielte, ihn ängstigen keine solchen Sorgen, wegen der Folgen seines frühen oder späten Hingangs in die unsichtbare Welt, oder

wegen der künftigen Schicksale der Seinigen, die er nicht getrost auf denjenigen werfen könnte, der bis hierher für ihn gesorgt hat, und ewig für ihn sorgen wird. Mein Leben, spricht er, ist in der Hand desjenigen, der mirs gegeben hat. Aus väterlicher Liebe gab er mirs, aus väterlicher Liebe wird ers wieder von mir nehmen. Mich gut und glücklich zu machen, hat er mich auf die Erde gesetzt, mich noch besser und glücklicher zu machen, wird er mich wieder abrufen. Er weiß am besten, wie lang mirs gut ist, hier zu bleiben — ich will also ihm es ganz überlassen — mich durch den Tod in die Ewigkeit abzurufen. Ruft er mich aber: so folg ich ihm gern; denn sein Ruf ist der Ruf eines Vaters zum Heimgange in des Vaters Haus. Wer wollte demselben nicht gern und willig folgen?

Jesus starb drittens voll Freudigkeit, voll Hoffnung und voll Vertrauen auf Gott. Oft schien es Jesu, als habe sein himmlischer Vater sein Angesicht vor ihm verborgen, und ihm seine Hülfe entzogen. Allein, dem ungeachtet zweifelte er doch nicht an dem glücklichen Ausgange seines Leidens und Todes; hatte er nun freylich erst den Grund zu seinem neuen Reiche gelegt: so zweifelte er doch nicht, daß dasselbe bestehen, und ewig feste Dauer haben werde; daß er durch den schmerzlichsten und schimpflichsten Tod in die Herrlichkeit seines Vaters eingehen werde. Heute, sprach er zu jenem Mitgekreuzigten, heute noch wirst du mit mir im Paradiese seyn, an dem Orte der Glückseligkeit. Voll Zuver-

sicht ging er durch den Tod dem Leben, durch die tiefste Erniedrigung der höchsten Herrlichkeit, auf dem Wege des bittersten Leidens dem Genusse der reinsten Freuden, entgegen. Voll Zuversicht erwartete er von seinem himmlischen Vater, daß er seine Unschuld retten, seine Lehre rechtfertigen, den Anstoß seines Kreuzes heben, seine Treue und Standhaftigkeit belohnen, und sein großes Werk auf Erden, mit dem glücklichsten Fortgange krönen werde. Ihm überließ er sich und seine Schicksale ruhig, ihm trauete er alles zu, von ihm versprach er sich die allergewisseste und herrlichste Hülfe und Rettung; so finster auch alles um ihn aussah. Vater rief er noch im letzten Augenblicke seines Lebens voll Glaubens aus, Vater, in deine Hände übergebe ich meinen Geist! Nie verlor er seine erhabene Bestimmung und Würde, nie die Herrlichkeit, die er nun wieder in Besitz nehmen, nie die so große Macht, zu erretten und wohlzuthun, zu welcher er nun erhöhet werden sollte, aus dem Gesichte. Und dieß gab ihm Muth und Stärke, keiner Schmerzen zu achten, jede Schmach gelassen zu erdulden, und auf dem rauhesten, mühsamsten Wege den Thron zu besteigen, der ihm zur Rechten des Vaters bereitet war. — Und dieser Muth, diese Stärke, diese Freudigkeit, unterstützen und beleben auch den Christen, der mit ihm, oder gleich ihm stirbt. Für den Christen, der sich an Jesum hält, und ihm nachfolgt, hat der Tod seine meisten Schrecknisse verloren. Ihm drohet

er nicht Untergang, nicht Verlust, nicht Strafe, ihm kündigt er vielmehr alles an, was ihm nur erfreuen und beseligen kann; ihm beunruhiget das Schicksal seines Geistes nicht, da er denselben den Händen Gottes, seines mächtigen, gütigen, treuen Schöpfers übergibt. Nun kömmt er bald in die Gesellschaft aller Weisen und Guten, die sich schon in einer bessern Welt versammelt haben. Nun kömmt er zu Jesu, seinem erstgebornen Bruder, seinem Erretter und Herrn, den seine Seele lieb hat. Nun kömmt er zu Gott seinem Vater, dem wohl zu gefallen sein immerwährendes Bestreben war. Nun gehen ihm die Arbeitstage und Wochen zu Ende, und ihm folget gnädige Vergeltung und froher Genuß. Nun reift ihm seine Saat zur Ernte. Das Gute, daß er nun vollendet zurück gelassen, die Geliebten, von denen er sich trennen muß, die hinterläßt er den Händen und der Aufsicht Gottes, seines Vaters, der alles Gute so gern befördert, und sich der Verlassenen und Hülfsbedürftigen, die sich an ihn halten, so väterlich annimmt. Welcher Muth, welche Freudigkeit muß aber nicht den Christen beleben, der solche Aussichten, solche Erwartungen im Tode hat!

Ja, dieß ist der Tod des Christen! So starb Jesus am Kreuze, nachdem er sein Werk vollbracht, und den Willen seines Vaters erfüllt hatte. So sterben seine rechtschaffenen Verehrer, die durch ihn zur Hoffnung eines

bessern Lebens wiedergeboren sind, und ihn im Glauben und Thun nachfolgen. O, daß wir alle, wenn nun die Stunde des Todes da seyn wird, so sterben, so unsern Vorgänger und Anführer im Tode ähnlich werden möchten! O, daß wir denn auch alle von nun an immer mehr so zu leben uns bestreben, wie Jesus gelebt hat! Ja, dazu wollen wir uns jetzt, dazu wollen wir uns absonderlich durch eine österliche Beichte und Communion vor Gott entschließen. O, laß o Jesu, unsere Entschließungen fest und von beständiger Dauer seyn, darum bitten wir dich! Amen!

Eine andere Predigt
auf den Charfreytag.

Die tausendfachen Leiden, welche unser Heiland auf beyspiellose Art und Weise bey seiner Kreuzigung und Tod empfunden haben muß.

Text.

O, ihr alle, die ihr hier gegenwärtig seyd, merket auf und überleget, ob es ein grösseres Leiden gebe, als das meinige. Jerem. I. 12.

Für menschliche Augen und Herzen gibt es kein rührenderes Schauspiel, als die leidende Un-

schuld. Ja, m. l. Z.! wer fühlt sich nicht vom Mitleid gerührt und durchdrungen, wenn er sieht oder hört, wie die schwache und ohnmächtige Unschuld von dem reichen und mächtigen Laster gedrückt und verfolgt wird; wenn er sieht und hört, wie nach einem langwierigen Kampfe, endlich das Laster über die Tugend, die Bosheit über die Unschuld siegt, und wie diese endlich dem unverdienten Drucke gänzlich unterliegen muß! Wessen Herz empört sich nicht, wenn er selbst ein Augenzeuge von solchen Begebenheiten ist, welche der Menschheit Schauder erregen; oder, wenn er sie auch nur durch die Erzählung anderer erfährt?

Wenn nun, m. L.! kein Herz, in dem noch nicht jeder Funke menschlichen Gefühls erloschen ist, der leidenden Unschuld seine Theilnehmung versagt; wenn jedes Auge ihr eine Thräne des Mitleids weint; wenn in jeder Brust der feurigste Wunsch und die heißeste Begierde erwachen, einen solchen unschuldig Leidenden zu retten, und seinen Unterdrücker und Verfolger zu Boden zu drücken! wie stark und lebhaft müssen heut alle diese Empfindungen bey uns seyn? Heute, wo der unschuldigste, der menschenfreundlichste, der wohlthätigste, der weiseste, der heiligste aller Menschenkinder leidet und stirbt, den schimpflichsten Tod des Kreuzes stirbt? Und wer sind seine Peiniger, wer sind seine Mörder? Sind es vielleicht Heiden, oder doch wenigstens Samariter, welche durch den tödtlichsten Religionshaß auf ewig von den Juden getrennt wa-

ren? Nein, es sind seine eigenen Landsleute, es sind seine eigene Religionsgenossen, es sind Juden; es ist ein verblendeter, wüthender, durch die geheimen Kunstgriffe der Priester und Gesetzverwalter in Aufruhr gebrachter Pöbel; es ist ein Volk, das ihm noch vor wenig Tagen bey seinem Einzuge in Jerusalem Hosianna zujauchzte; das seinen Weg mit Palmen bestreute und mit Kleidern belegte; ein Volk, das die Wunder seiner Allmacht so oft angestaunt, und die wohlthätige Wirkungen davon so oft an sich selbst erfahren hatte, und das sich jetzt in den Händen der Priester und Gesetzgelehrten als ein Werkzeug brauchen läßt, seinen Retter und Beglücker zu verderben. Hier leidet also nicht bloß ein Schuldloser; hier unterliegt nicht bloß die Unschuld dem Drucke, sondern das Verdienst selbst. Hier sind die Unterdrücker und Mörder nicht bloß Leute, die nie eine unverschuldete Kränkung und Beleidigung von ihm erlitten hatten, sondern es sind Leute, welche ihm Dank, Ehre und Lohn für die wichtigsten Wohlthaten schuldig waren. Allein nicht nur der Wohlthäter, der Beglücker der Juden; nein, der Beglücker und Wohlthäter des ganzen Menschengeschlechts; auch unser Wohlthäter und Beglücker, unser Seligmacher leidet. Dieser einzige Umstand, sollte er nicht unsre Theilnehmung, unser Mitleid auf das höchste treiben? Sollte er nicht unser Herz mit innigster Wehmuth erfüllen? Ich zweifle nicht, daß alle diese Empfindungen heute in euren Herzen entste-

hen werden, wenn ich euch etwas tiefer in die Geschichte des Leidens und des Todes Jesu hinein führe; wenn ich euch erstlich vorstelle: was Jesus gelitten; zweytens: wie er gelitten.

I.

Wenn uns das Leiden Jesu recht tief im Herzen rühren, und unser ganzes Mitleid rege machen soll: so dürfen wir keineswegs bey dem allgemeinen Gedanken stehen bleiben: er hat gelitten, und ist gestorben; nein, wir müssen in die schaudervolle Geschichte seines Leidens und Todes tiefer eindringen, und bey den besondern Umständen desselben länger verweilen.

Was hat also Jesus gelitten? Die Leiden Jesu waren von einer doppelten Art. Es waren Leiden des Körpers und Leiden der Seele. Beyde waren so übermenschlich groß, daß unser Heiland selbst bey der Vorstellung derselben erzitterte, daß er seinen himmlischen Vater bath: er möchte doch, wenn es möglich wäre, diesen Leidenskelch von ihm nehmen; oder, daß er durch Kraft von oben zur Erduldung derselben gestärkt werden möchte. Was nun die Leiden seines Körpers angeht, so sind dieselben gewiß so grausam und erschrecklich, daß schon bey der bloßen Vorstellung ein unwiderstehlicher Schauder unsere Gebeine ergreift und durchdringt; denn, versetzt euch nur einmahl in Gedanken hin auf den Schauplatz seines Leidens, und sehet, wie er da mit Stricken gefesselt, und von einem

Richthause in das andere geschleppt wird; sehet, wie sie ihn in das Angesicht schlagen, wie die Handhaber der Gerechtigkeit mit Fäusten auf ihn hineinschlagen, mit welcher unmenschlichen Wuth sie ihn geißeln und krönen, und wie er endlich, von Streichen und Schlägen ganz entkräftet sein Kreuz selbst hinaus auf den Richtplatz trägt! Betrachtet, wie er da auf dem Kreuze ausgespannt, mit durchbohrten Händen und Füßen da hängt, und wie er endlich sein Haupt neigt und stirbt! O, wo ist der Mensch auf Erden zu finden, der das volle Maß der Leiden und Schmerzen so ganz erschöpft, der den Kelch der Leiden so bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken hat; an dem kein einziges Glied seines Körpers so unverletzt und ungemartert blieb; der so an seinem ganzen Leibe mit Wunden bedeckt war, wie unser Heiland? Und wie kurz war der Zeitraum, in welchem sich alle diese Schmerzen gleichsam zusammendrängten! Es wurde ihm nicht vergönnt, von einigen ausgestandenen Leiden sich etwa wieder zu erhohlen, und sich neue Kraft zu neuen Leiden zu sammeln; sondern es folgte Schlag auf Schlag. War ein Auftritt des Jammers vorbey: so folgte schon wieder ein anderer; und diese ganze Folge von Jammerscenen schließt sich endlich mit dem schaudervollsten Auftritte, nähmlich mit dem Tode des Kreuzes; einem Tode, der alles, was schrecklich und grausam ist, in sich vereiniget, und der auch in jenen Zeiten nur für die ver-

worfensten Bösewichter, für die Scheusale der Menschheit bestimmt war.

Allein, so schrecklich und grausam diese Leiden des Körpers auch immer sind: so sind sie doch noch nicht das volle Maß seiner Leiden; diesen Leiden des Körpers schließt sich noch eine unübersehbare Reihe von weit empfindlichern Seelenleiden an. Ich erblicke in diesem unübersehlichen Gedränge die schändliche Treulosigkeit und die schwarze Verrathung eines geliebten Jüngers. Ich erblicke die feige Furcht aller seiner Jünger, bis auf einen, und die treulose Verläugnung dieses einzigen, der es wagte, ihm nachzufolgen.

L. Z.! wie tief mußte dieß alles das empfindsame Herz unsers Heilandes verwunden? So auf einmahl von allen seinen Anhängern und Gefährten, ja seinen Freuden sich verlassen zu sehen; so sich von einem seiner Freunde, seinen Todtsfeinden in die Hände gespielt, und von dem andern vor einer niedrigen Magd verläugnet zu sehen; welches Herz ist stark genug, um nicht unter dem Gewichte solcher Leiden zu erliegen?

L. Z.! Was schmerzt uns wohl empfindlicher, als wenn man seine Wohlthaten mit Undank, seine Freundschaft mit Treulosigkeit, seine Liebe mit Haß und Verachtung vergolten sieht? Was schmerzt uns empfindlicher, als wenn man seinen Freund, dessen Freundschaft man für bewährt hielt, plötzlich in sei-

nen Feind umgeschaffen sieht; wenn man sieht, daß Freunde, die im Wohlstande uns nie von der Seite wichen, die uns oft die Unwandelbarkeit ihrer Liebe und Freundschaft bey allen Abwechselungen des Glücks so hoch betheuerten; die alle Schicksale, Leben und Tod, Glück und Unglück, mit uns zu theilen, so oft versprachen; wenn eben diese Freunde bey dem ersten Anscheine einer drohenden Gefahr uns den Rücken kehren, und uns der uns treffenden Gefahr so ganz allein preis geben; oder was noch weit ärger ist, wenn sie Honig auf den Lippen, und Gift in dem Herzen haben, wenn sie unter lächelnden Mienen die Tücke ihres Herzens verbergen, wenn sie uns ins Angesicht Freundschaft und Ergebenheit häucheln, und dabey ins Geheim an unserm Untergange arbeiten. Ist der Stachel dieser Leiden nicht weit schärfer, als jener der körperlichen? Ich frage euch weiter: was ist schmerzlicher, als wenn man sich seiner Unschuld bewußt ist; wenn man fühlt, daß einem Unrecht widerfährt, und doch alle Ohren taub für die Vertheidigung und Rechtfertigung derselben findet; wenn man überall als ein Übelthäter, als ein Verbrecher, angesehen und behandelt wird, ungeachtet uns die Stimme des Gewissens frey spricht?

Und dieß war der Fall bey Jesu. Eine ganze Nation schrie Rache über ihn, ein ganzes Volk zeugte wider ihn, und es war ein einhälliges Geschrey, kreuzige ihn, kreuzige ihn! Kei-

ner wagt es, als sein Vertheidiger aufzutreten; selbst Pilatus, der Anfangs seine Unschuld anerkannte, wagte es nicht, ihn den Händen der wüthenden Volks-Justiz der Juden zu entreißen. Und was noch das Erschrecklichste war: so mußte er noch im Angesichte seiner von ihm so zärtlich geliebten, und ihn mit gleicher Zärtlichkeit liebenden Mutter, und seines geliebten Jüngers Johannes, als der größte Verbrecher sterben. Muß er nicht alle die Leiden seiner Mutter und seines Jüngers doppelt gefühlt haben? Muß nicht das Schwert des Schmerzens, welches ihr Herz durchdrang, das seinige doppelt durchdrungen haben? Denn läßt sich ein schauderhafterer Auftritt gedenken, als wenn ein Sohn, der der Stolz und die Freude seiner Mutter war, und von dessen Unschuld sie aufs gewisseste überzeugt ist, als wenn dieser Sohn doch im Angesichte dieser Mutter des Todes der Missethäter sterben muß?

L. Z.! ich habe euch nun die tausendfachen Leiden, welche unser Heiland an Leib und Seele erduldete, geschildert; so rührend sie auch schon an und für sich sind: so ist doch die Art und Weise, mit welcher er sie erduldete, noch weit rührender.

II.

Die Art und Weise, wie Jesus Christus alle diese Leiden des Körpers und der Seele ertrug, ist so ganz außerordentlich, daß vor ihm die Welt nie ein Beyspiel eines solchen Leidenden gesehen hat, und auch künftig nicht mehr sehen

wird. Es übertrifft alles weit, was der menschliche Verstand hiervon zu denken, und die Empfindungen zu fühlen vermag. Denn

Erstens, mit welchem unerschütterlichen Muthe geht er nicht seinen Leiden entgegen! Er wußte es zum Voraus, was er von der Wuth und Erbitterung seiner Feinde zu befürchten hatte; er kannte die Leiden alle, welche seiner in Jerusalem warteten; denn er sagte sie seinen Jüngern mehr als einmahl vorher; er schmeckte schon zum voraus die Bitterkeit des Kelches, welchen er trinken sollte; und doch weicht er diesen drohenden Gefahren nicht aus; er läuft seinen Feinden selbst in die Arme; denn so war es von Ewigkeit her im Rathe Gottes beschlossen. Um diese Rathschlüsse Gottes auszuführen, war er auf die Welt gekommen, und er würde das große Werk nur zur Hälfte vollendet haben, wenn er sich nicht allen den Leiden und dem grausamen Tode freywillig unterworfen hätte. Durch die Vorstellung, es ist der Wille meines himmlischen Vaters, stärkte er seine, unter dem Drucke der Leiden ermattete Seele; sie flößte ihm Muth ein, die dornigte Bahn von Leiden großmüthig anzutreten, und auf ihr, bis zum Tode, fort zu wandeln. Ja, diese Vorstellung, daß er dadurch den Willen seines himmlischen Vaters, und alle die Weissagungen der Propheten des alten Bundes erfüllte, versüßte ihm den bittern Kelch des Leidens; sie hielt ihn aufrecht, bis er am Kreuze die vielsagenden Worte ausrufen konnte: **Nun Vater, ists vollbracht!**

Un-

Unsere Bewunderung wird noch mehr steigen, l. Z.! wenn wir unsern Heiland in Gedanken hin, an die Richterstühle seiner unbefugten Richter begleiten, und sehen, wie die Unschuld auch in Fesseln und Banden über die Härte und Ungerechtigkeit ihrer lieblosen Richter triumphirt.

Wie betrug sich da unser Heiland? Beging er vielleicht einen Fehltritt, der nur einigermaßen den geringsten Theil von der Härte und Wuth hätte rechtfertigen können, womit man ihn behandelte? Trägt seine Verantwortung gegen die ihm angeschuldigten Verbrechen, Spuren des Zorns, der Erbitterung und des Unwillens? Erwiederte er vielleicht die Härte, mit der man ihm begegnete, durch bittere Vorwürfe? O, nein, l. Z.! ihm entfährt während des ganzen ungerechten Verfahrens seiner Verurtheilung kein unsanftes Wort, keine ungelinde Antwort; in seinen Mienen erblickt man kein Zeichen des Zorns, der Erbitterung, selbst nicht des gerechtesten Unwillens; alle seine Antworten, seine ganze Rechtfertigung, hat das unverkennbare Gepräge der Sanftmuth, der Gelassenheit, und der Gegenwart des Geistes. Der stärkste Ausdruck des Schmerzens, womit Jesus seine barbarischen Richter beschämte, waren nicht Vorwürfe, nicht Beschuldigungen, war das erhabene Schweigen, das jedem, der es versteht, die Seele durchdringen muß. Bewußtseyn der Unschuld, Gefühl seiner Seelengröße, Gewißheit von der Vergeblichkeit aller Versuche, der verblendeten, blöd-

sinnigen Wuth die Augen zu öffnen, Ueberzeugung des Gerechten, daß diese unmächtige Wuth ihn zwar tödten, aber ihm doch nicht schaden könne, Ergebung in den Willen einer höhern Regierung, Mäßigung, Weisheit — von allen diesem — verbunden mit der Kraftlosigkeit des Schmerzens und der Erniedrigung, ist dieß erhabene Schweigen der sichtbare Ausdruck.

Seht, l. Z.! so betrug er sich gegen seine Richter. Und was für Gesinnungen hegt er gegen das Volk, das durch seine Priester und Gesetzgelehrten aufgehetzt, mit solchem Ungestüm seinen Tod verlangte? Keine andere, als Gesinnungen des Mitleids, über seine Verblendung und Verführung, und über das sie bedrohende Elend und Unglück. Dieses Mitleid leuchtet sichtbar aus der Anrede an die Weiber hervor, welche ihn unter Thränen und Wehklagen auf die Richtstätte begleiten. **Weinet nicht, spricht er, über mich, sondern über euch und über eure Kinder! Denn es werden Zeiten kommen, in welchen die unfruchtbaren Mütter werden selig gepriesen werden.** — Eben diese zärtlichen Gesinnungen äußerte er nahe vor seinem Tode auch gegen seine Mutter, und gegen seinen Liebling Johannes, in dem schrecklichen Augenblicke, wo es so verzeihlich ist, wenn das gefolterte Herz sich auf sich selbst zurückzieht, und aller fremden Noth vergißt. Endlich krönt er sein beyspielloses Verhalten mitten unter seinen Leiden mit der erhabensten aller Tugenden, nähm-

lich mit der Feindesliebe. Sein Herz dürstet nicht nach Rache über seine Peiniger und Verfolger; er fordert seinen himmlischen Vater nicht auf, daß er mit seinen Blitzen diese Höllenbrut zerschmettere; er verlangt nicht, daß der Schooß der Erde sich öffne, und sie verschlinge, sondern er ruft: Vater, verzeih ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun! So bittet Jesus für jene, die ihn noch am Kreuze höhnten. O, wahrhaft, ein Beyspiel ohne Beyspiel! Mit solcher Größe des Geistes, mit solcher Stärke der Seele, mit solcher Selbstbeherrschung, mit solcher Ergebung in den göttlichen Willen, mit solcher Geduld und Sanftmuth, mit solcher Versöhnlichkeit, mit solcher Menschen- und Feindesliebe, hat noch niemand gelitten, und ist noch niemand gestorben.

O, l. Z.! treten wir heute hin, unter das Kreuz, und lernen wir von Jesu leiden und sterben; lernen wir von ihm Ergebung in den göttlichen Willen, willige Ertragung der Leiden, welche Gott über uns verhängt. Unsere Leiden sind immer nur ein Schatten gegen die seinigen; und doch, wie oft pressen sie uns nicht Klagen und Unzufriedenheit über Gottes weise Regierung aus! Lernen wir von ihm, wie wir unsere gekränkte Unschuld rechtfertigen und vertheidigen sollen, nähmlich mit Gelassenheit und Sanftmuth. Lernen wir von ihm alle Empfindungen des Zorns und der Rachsucht gegen diejenigen zu unterdrücken, welche sich als Feinde gegen uns beweisen. Dort, am Fuße des Kreuzes, legen

wir allen Haß, alle Feindschaft, alle Rachgierde und Unversöhnlichkeit nieder; dort lernen wir auch, von Gott für unsere Feinde Vergebung zu erflehen, und endlich lernen wir einst, wenn wir unser Tagewerk mögen vollendet haben, mit eben der Ruhe und Gelassenheit zu sterben, und unsern Geist in Gottes Hände zu empfehlen. Amen!

Ende des sechsten und letzten Bandes.

Erstes Register
über
die in den sechs Bänden der Volkspredigten
vorkommenden
Sonn= Fest= Apostel= Bitt= und Heiligen=tage.

(Die erste Römische Zahl bedeutet den Band, die andere Deutsche aber die Seite.)

A.

Achter Sonnt. n. Pfingsten II. 240. IV. 177
Achtzehnter Sonntag nach Pfingsten III. 72
Adventsonntag, erster I. 1
— zweyter I. 10
— dritter I. 28
— vierter I. 36. V. 1
Allerheiligen=Fest III. 131 V. 192
Apostel Petri und Pauli=Fest VI. 58
Auf einen Tag in der Bittwoche V. 65. 72. 84

B.

Betrachtungen, kurze, zum Unterricht und zur Erbauung, erste VI. 66
Betrachtungen, kurze, zum Unterricht und zur Erbauung, zweyte VI. 69
— dritte VI. 75
— vierte VI. 81
— fünfte VI. 86
— sechste VI. 91
— siebente VI. 96
Bittpredigt V. 84
Bittwoche, an einem Tage derselben II. 96. V. 65. 72. 84

C.

Cantate=Sonnt. IV. 190
Charfreytag II. 109. III. 223. VI. 178. 186
Christi Himmelfahrt II. 105. VI. 168
Christi Himmelf., Sonntag darnach VI. 118

D.

Dankfest III. 185
— 1793 VI. 10
Dreyzehnter Sonnt. nach Pfingsten II. 302
Drey und zwanzigster Sonntag nach Pfingsten III. 160
Dritter Sonnt. n. Ostern II. 69
Dritter Sonnt. n. Pfingsten II. 262. V. 107

E.

Eilfter Sonnt. n. Pfingsten II. 285. V. 200
Ein u. zwanzigster Sonntag nach Pfingsten III. 121
Empfängniß Mariä Fest I. 19
Erscheinung des Herrn, Sonntag vor I. 87
— Fest, der I. 94. 103. V. 23
— Sonntag nach der I. 102. V. 28
— zweyter Sonntag nach selbiger I. 116
— dritter Sonntag nach selbiger I. 127
— vierter Sonntag nach selbiger I. 136
— fünfter Sonntag darnach I. 144
— sechster Sonntag darnach I. 152
Erster Sonntag n. Ostern II. 37

F.

Fastensonnt., erster I. 194
— zweyter I. 203
— dritter I. 215
— vierter I. 224. IV. 71
— fünfter Sonntag. V. 41
Fest aller Heiligen III. 131 V. 192
— der heil. Apostel Peter und Paul II. 203 VI. 58
— der Erscheinung des Herrn I. 94 V. 23
— der Geburt Mariä III. 9. V. 168
— der Heimsuchung Mariä II. 195. III. 237. IV. 166
— der Himmelfahrt Mariä II. 259. 267
— des h. Johannes des Täufers II. 178
— des h. Josephs I. 234
— des h. Kilian II. 220 VI. 50
— des Kirchenpatrons III. 208 VI. 20
— der heiligen Ottilia VI. 30
— der Reinigung Mariä I. 160
— der h. Schutzengel V. 175 183
— der Verkündigung Mariä I 257
Frohnleichnamsf. II. 147
Fünfte Sonntag in der Fasten V. 41

Fünfter Sonntag nach Ostern II. 90
Fünfter Sonntag nach Pfingsten II. 186
Fünfzehnter Sonnt. nach Pfingsten III. 30. V. 157

G.

Geburt Mariä Fest III. 9 V. 168
Gedanken eines akademischen Bürgers über öffentliche Disputationen und die damit verbundene Licentiaten- oder Doctorwürde VI. 101
Grüne Donnerstag II. 1

H.

Harte Lage des jüngern Clerus im Wirzburgischen VI. 161
Himmelfahrt Mariä Fest II. 195. 259. 267. III. 237. IV. 166
Himmelfahrt Christi II. 105. VI. 168

J.

Johannes des Täufers Fest II. 178
Josephs des heiligen Fest I. 234
Jubilate-Sonnt. IV. 100
Judica I. 244

K.

Kilian des h. Fest II. 220 VI. 50
Kirchenpatrons-Fest III. 208. IV. 20
Kirchweihfest III. 193

L.

Letzter Sonntag n. Pfingsten III. 171

M.

Mariä Empfängniß I. 19
Mariä Geburt III. 9. V. 168
Mariä Heimsuchung-Fest II. 195. III. 237. IV. 166
Mariä Himmelfahrt-Fest II. 259. 267
Mariä Reinig. Fest I. 160
Mariä Verkündigung I. 257. V. 51
Marianis. Bruderschafts-Versammlung I. 81
Markustag VI. 42
— zur österl. Zeit II. 49
Michaelstag III. 52
Misericordias- Sonntag IV. 101

N.

Neujahrstag I. 71
Neue Jahr, Sonntag darnach III. 255. V. 14
Neunte Sonntag nach Pfingsten II. 149
Neunzehnter Sonnt. nach Pfingsten III. 96

O.

Österliche Zeit II. 49
Osterfest II. 20
Ostern, erster Sonntag nach II. 37
Ostertag, zweyter II. 28
Ottilia der h. Fest VI. 30

P.
Palmsonntag I. 267
Pauli, Apostel, Fest VI. 53
Peter und Paul, Apostel Fest II. 203. VI. 58
Pfingstf. II. 122. IV. 126
Pfingsttag, zweyter II. 132
Pfingsten, dritter Sonntag nach II. 162
— vierter Sonntag nach IV. 135
— fünfter Sonntag darnach II. 136
— sechster Sonntag darnach II. 213. IV. 158
— siebenter Sonntag darnach IV. 166
— achter Sonntag darnach IV. 177
Predigt auf einen Sonntag nach einem Bitt-Tage V. 96
Q.
Quasimodogeniti-Sonntag IV. 82
Quinquagesima I. 187. IV. 61
R.
Rogate II. 90
Rosenkranzfest III. 81
S.
Schutzengel, der h., Fest III. 1. V. 175. 183
Sechszehnter Sonntag nach Pfingsten III. 41
Sechs und zwanzigster Sonntag nach Pfingsten VI. 7
Sechster Sonntag nach Pfingsten II. 213. IV. 158
Septuagesima I. 168. V. 33
Sexagesima I. 176
Siebenter Sonntag nach Pfingsten II. 231. IV. 166. V. 110
Siebenzehnter Sonntag nach Pfingsten III. 62
Sonntag n. einem Bitt-Tage V. 96
— Cantate IV. 109
— nach Christi Himmelfahrt II. 113. IV. 118
— vor der Erscheinung des Herrn I. 87
— nach der Erscheinung des Herrn I. 102. V. 28
— zweyter, nach der Erscheinung des Herrn I. 116
— dritter I. 127
— vierter I. 136
— fünfter I. 144
— sechster I. 151
— erster, in der Fasten I. 194
— zweyter I. 203
— dritter I. 215
— vierter I. 224
— fünfter V. 41
— nach dem Frohnleichnamsfeste II. 155
— nach dem neuen Jahre III. 255. V. 14

Sonntag, erster des Jänners I. 81
— Jubilate IV. 130
— Judica I. 244
— Misericordias IV. 91
— erster n. Ostern II. 37
— zweyter II. 58
— dritter II. 69
— vierter II. 78
— fünfter II. 90
— nach Pfingsten II. 213
— zweyter V. 130
— dritter II. 262. V. 197
— vierter IV. 135
— fünfter II. 186
— sechster IV. 158
— siebent. II. 231. IV. 166 V. 119
— achter II. 240. IV. 177
— neunter II. 249
— zehnter II. 277. V. 139
— eilfter II. 285. IV. 190
— zwölfter II. 293. V. 145
— dreyzehnter II. 302
— vierzehnter III. 22
— fünfzehnter III. 30. V. 157
— sechzehnter III. 41
— siebzehnter — 62
— achtzehnter — 72
— neunzehnter — 96
— zwanzigster — 110
— ein und zwanz. — 121
— zwey u. zwanz. — 147
— drey u. zwanz. — 160
— vier und zwanzigster nach Pfingsten V. 212
Sonntag, sechs u. zwanzigster VI. 1
— letzter, nach Pfingsten III. 171
— Quasimodogeniti IV. 82
— Quinquagesimä IV. 61
— Rogate II. 90
— Septuagesima V. 33
— Stephanus, des heil., Fest I. 55

T.

Tag in der Bittwoche V. 65. 72. 84
Trinitatisfest II. 140

U.

Über geistliche Beförderungen, ein Wort an alle Pfarrpatrone im Bisthume Wirzburg VI. 138
— die gemeinschaftlichen Deutschen Erziehungsinstitute VI. 150

V.

Verkündigung Mariä V. 51
Vierter Sonntag des Advents V. 1
Vierter Sonntag in der Fasten IV. 71
Vierter Sonntag nach Ostern II. 78
Vierter Sonntag nach Pfingsten IV. 135
Vierzehnter Sonntag n. Pfingsten III. 22

Vier und zwanzigster Sonntag nach Pfingsten V. 212

W.

Weihnachtsfest I. 44. V. 7
Weihnachten, Sonntag nach I. 62

Z.

Zehnter Sonntag nach Pfingsten II. 277
Zwanzigster Sonntag n. Pfingsten III. 110
Zweyter Pfingsttag II. 132
Zweyter Sonntag nach Ostern II. 58
Zwey und zwanzigster Sonntag nach Pfingsten III. 147
Zwölfter Sonntag nach Pfingst. II. 293. V. 145

Zweytes Register
über
die in den sechs Bänden der Volkspredigten
vorkommenden
Themata.

(Die erste Römische Zahl bedeutet den Band, die andere Deutsche aber die Seite.)

A.

Abscheulichkeit der Häucheley V. 19
Absicht, über die wahre, beym Fasten I. 62
Absichten anderer, wie man die beurtheilen soll, bey guten und bösen Handlungen I. 215
Ackersleute, in wie fern die gegründete Hoffnung auf ein gesegnetes, furchtbares Jahr haben VI. 42
Ärgerniß, Warnung davor, an den bösen Reden und den bösen Beyspielen anderer II. 113
Angeber, heimtückische, Warnung davor III. 41
Angelegenheit des Menschen, was die wichtigste auf dieser Erde ist, was das Beste ist, was er thun, und wornach er streben kann II. 267
Anwendung, über die gute und schlechte jedes neuen Jahres I. 71
Argwohn, Warnung davor III. 72
Auch der geringste Mensch ist vor Gott hochgeachtet III. 1
Auch wenn es uns übel geht, müssen wir unsere Pflicht üben I. 81

Auferstehung Christi, wie die für uns erfreulich werden kann II. 20
Auf Leid folgt Freude, ein Trost für gute Leidende, auf Freude folgt aber auch Leid, eine Warnung für frohe Sünder II. 69
Aufruhr gegen die Obrigkeit, Warnungen III. 147
Ausgießung des heiligen Geistes über die Apostel, Einfluß auf unsern Verstand und unser Herz IV. 126

B.

Bauerschuberts J., Leben und Schicksale IV. 1
— Leichenöffnung IV. 58
— Krankheits-Geschichte, IV. 47
— Todestag IV. 52
— Schriften, Verzeichniß IV. 59
Beförderungen über geistliche, ein Wort an alle Pfarrpatrone im Bisthum Wirzburg VI. 138
Beicht und Buße unter den Christen, was die wirken und wirken sollten II. 47
Beruf, Erleuchtung und Lehre-Ansehn der Apostel II. 203
Beruf des studierenden Jünglings VI. 75
Beschaffenheit und große Gefahr des geistlichen Stolzes V. 107
— des Gebeths V. 72
— und Werth des Gebeths V. 84
Bescheidenheit, Modestie ist eine herrliche Tugend VI. 92
Betrachtungen, kurze, zum Unterricht und Erbauung der studierenden Jugend, erste Betracht. VI. 66
— zweyte — 69
— dritte — 75
— vierte — 81
— fünfte — 86
— sechste — 91
— siebente — 96
Beurtheilung, gütige und nachsichtsvolle, unserer Nebenmenschen V. 130
Bewußtseyn, das, vor Gott, wohlgethan zu haben, wie selig uns das mache IV. 146
Biographisch-sittliche Schilderung des Fränkischen Apostels Kilian VI. 50
Birnfeld, Bauerschuberts Geburtsort IV. 1
Böses in der Welt, warum es geschieht u. oft lange unbestraft bleibt I. 144

Brüderschaften, viele, wenig Bruderliebe II. 240
Bücherlesen, warum der gemeine Mann bey den Katholiken diesen so sehr abgeneigt ist VI. 25
Bundschuh bezeuget, daß Bauerschubert nicht Verfasser eines Aufsatzes im Fränkischen Merkur, über die Dekanal-Visitationen sey IV. 53

C.

Christ, der von schweren Zweifeln beunruhiget wird, was der thun müsse II. 28
Christen, die den Kirchensatzungen getreu, und zugleich rechtschaffen sind, und Christen, die Andächtler etc. und dabey lasterhaft sind, werden gegen einander beurtheilt II. 186
Christenthum, die großen und heilsamen Wirkungen desselben I. 152

D.

Dankbarkeit gegen Gott, wodurch wir Christen selbige für die Wohlthaten des vergangenen Jahres zu erkennen geben III. 185
Daß der Weltfriede nur in so weit beglücken könne, als man den Frieden Jesu hat II. 122
Der Glaube der heutigen Christen gründet sich auf den Glauben der Apostel und Propheten, und so gemeinschaftlich auf Christum VI. 58
Der Tod, unter dem Bilde des Schlafs III. 160
Die mehresten Menschen beweisen nicht nur mehr Verstand und Klugheit, sondern auch mehr Eifer und Betriebsamkeit in Erwerbung irdischer Vortheile, als in Besorgung ihres Seelenheils IV. 177
Die Natur fordert uns im Frühjahr zur Sinnesänderung auf II. 49
Die vornehmsten Ursachen, warum man so wenig Nächstenliebe unter uns antrifft II. 293
Die Werkzeuge unsers Gehörs und der Sprache sind erstens bewunderswürdig nach ihrer Einrichtung, zweytens, ihr Gebrauch ist für uns äußerst nützlich und wohlthätig II. 285
Die zwey letzten Gebothe Jesu: Friede sey mit euch, und, liebet ein-

ander, wie ich euch geliebet habe VI. 160
Disputationen, öffentliche akademische, Gedanken darüber VI 101
Doctorwürde, Gedanken darüber VI. 101

E.

Ein jeder Stand hat seine Unannehmlichkeiten u. Beschwerden, aber auch seine Vortheile und Annehmlichkeiten V. 14
Ein unansehnliches, schlechtes Gotteshaus kann unsern Kaltsinn gegen die Religion nicht rechtfertigen und entschuldigen VI. 20
Ein wahrer Nachfolger Jesu darf niemanden vergeblich um Hülfe rufen lassen IV. 61
Einer müsse den andern durch Lehre und Beyspiel zum Guten führen II. 58
Einfluß der feyerlichen Ausgießung des heiligen Geistes über die Apostel am Pfingsttage, auf unsern Verstand u. unser Herz IV. 126
Eltern, nicht alle haben Ursache, sich über die Geburt ihrer Kinder zu freuen V. 168
Eltern, was die in Absicht der Gesundheit ihrer Kinder für Pflichten auf sich haben III. 110
Engel, die Gott zu Schutzgeistern unserer Jugend bestimmt hat, wozu uns der Gedanke bewegen muß V. 174
Erfüllung seiner Pflichten erheischet künftige Belohnung III. 131
Erkenntniß der Wahrheit, wie man die erlangen könne II 78
Erleuchtung bey den Aposteln II. 203
Erntefeld, wie vieles der Christ auf selbigem von Gott lernt II. 213
Erziehungsinstitut, über die gemeinschaftlichen Deutschen VI. 150

F.

Fasten, über die wahre Absicht dabey I. 62
Fehler der Eltern, wenn sie ihre Kinder von der Schule abhalten I. 103
Freude folgt auf Leid, ein Trost für gute Leidende II. 69
Friede sey mit euch VI. 168
Fußwaschung Jesu, die, eine Aufforderung an uns, dem geringsten

unserer Brüder zu dienen II. 1

G.

Gebeth, von der Beschaffenheit und Werth desselben V. 72. 84
— von dem Geiste der Art und Weise und der rechten Zeit desselben VI. 96
Geburt Christi, die, eine Ehre für Leute vom niedern Stande, aber auch eine Aufforderung an sie, ihrem Stande Ehre zu machen I. 44
— des Messias VI. 86
Geburtsort Bauerschuberts VI. 1
Gedanken eines akademischen Bürgers, über öffentliche Disputationen und die damit verbundene Licentiaten- oder Doctorwürde IV. 101
Gegenstand unseres Gebeths, der erste und würdigste II. 90
Gehör und Sprachwerkzeuge, unsere, sind bewundernswürdig nach ihrer Einrichtung, und ihr Gebrauch ist für uns äußerst nützlich und wohlthätig II. 285
Geist der Art und Weise, und der rechten Zeit, des Gebeths V. 96
Geist der Wahrheit zu erhalten, was wir thun müssen II. 132
Geistliche Beförderungen, über, ein Wort an alle Pfarrpatrone im Bisthum Wirzburg VI. 138
Geistliche Stand-Belehrungen darüber IV. 82
Genügsamkeit, von dieser Pflicht V. 33
Glaube, der, heutigen Christen gründet sich auf den Glauben der Apostel und Propheten, und so gemeinschaftlich auf Christum VI. 58
— an Jesum dürfen wir nie aufgeben I. 203
Glück eines guten Gewissens V. 41
Gott dienen, und der Welt nicht dienen können, was das heiße III. 22
Gott sorgt für alle diejenigen, die er einmahl zu erhalten beschlossen hat III. 255
Gottes Ehre und Absichten, wie wir die gleich den Engeln Gottes zu befördern suchen müssen V. 185
Gotteshaus, ein unansehnliches, schlechtes, kann unsern Kaltsinn

gegen die Religion nicht rechtfertigen und entschuldigen VI. 20
Gottes Segen zu verdienen, was wir da vorzüglich thun müssen II. 96

H.

Handlung, wirklich gute und vor Gott wohlgefällige, worauf es eigentlich ankomme IV. 190
Harte Lage des jüngern Clerus im Wirzburgischen VI. 161
Heilige Communion, wie Jesus bey derselben in uns, und wie wir in ihm bleiben II. 155
Häucheley, Abscheulichkeit V. 119
Häuchler, wie verabscheuungswürdig der ist IV. 166
Hochzeitfreuden sind oft sehr kurze, können aber auch dauerhafte Freuden seyn I. 116
Hoffnung, gegründete, der Ackerleute, auf ein gesegnetes, fruchtbares Jahr VI. 42

J.

Jesus Geburt, wie uns die bewegen muß, unserer Menschenwürde gemäß zu leben V. 7
Jesu Lehre, Sinn dafür zu erwecken, was man zu thun habe V. 1
— Weggang, über, von der Erde, und seine Wiederkunft II. 105
Jesus, wie er starb, und wie auch wir sterben müssen, wenn wir ihn im Tode ähnlich seyn wollen VI. 176
In wie fern Ackerleute gegründete Hoffnung auf ein gesegnetes, fruchtbares Jahr haben VI 42
In wie fern ist es erlaubt, bey Erfüllung seiner Pflicht an künftige Belohnung zu denken III. 131
Johannes, ein Zeuge Jesu Christi II. 178
Irrthum derer, welche mehr durch Bethen, als durch Rechtschaffenheit sich bey Gott beliebt zu machen meinen III. 81

K.

Kein Mensch wird so gering und so arm geboren, daß nicht etwas Gutes und Tüchtiges aus ihm werden könne III. 9
Keßler J. A., Pfarrer zu Birnfeld, Nachricht v. J. Bauerschubert IV. 2

Keusch-

Keuschheit, grosser Werth, und den Mitteln, sie zu erhalten und zu bewahren V. 51
Kilian, biographisch-sittliche Schilderung dieses Fränkischen Apostels VI. 50
Kilians, des h., Verdienst um das Vaterland II. 220
Kirchweihfeyer, wie wenig sich mit der heiligen und ehrwürdigen Absicht die schändlichen Mißbräuche vertragen, welche an diesem Feste im Schwange gehen III. 193
Klerus, des jüngern, im Wirzburgischen, harte Lage VI. 161
Klugheitsregeln, einige christliche I. 160
Kundschaften, heimtückische, Warnung davor III. 41

L.

Lage, harte, des jüngern Clerus im Wirzburgischen VI. 161
Lasset uns, wie die Engel, Gottes Ehre und Absichten befördern III. 52
Leben und Schicksale des Herrn Joseph Bauerschuberts IV. 1
Lebensweisheit, was wahre, christliche sey, oder von dem Wege zur wahren Glückseligkeit VI. 30
Lehransehn der Apostel II. 203
Leichenöffnung Bauerschuberts IV. 58
Leid folgt auf Freude, eine Warnung für frohe Sünder II. 69
Leiden, die tausendfachen, welche unser Heiland auf beyspiellose Art und Weise bey seiner Kreuzigung und Tod empfunden haben muß VI. 184
Licentiaten-Würde, Gedanken darüber VI. 101
Liebet einander, wie ich euch geliebet habe VI. 168

M.

Macht des Teufels, über den Glauben I. 194
Man lasse sichs nicht verdrießen, mit seinen Kindern etwas auszustehen I. 87
— ärgert sich in unsern Zeiten in mancherley Rücksichten an Jesu I. 10
Mann, der gemeine, warum der bey den Katholiken dem Bücherlesen so abgeneigt ist VI. 125

Maria, eine gutgesinnte Base und eine Menschenfreundinn II. 195
Maria Leben war schön und gut II. 259
— vortreffliches Tugendbeyspiel ist dem Christen so demüthigend II. 277
— die Unbefleckte, ihrem Sinne und Wandel nach I 19
Mensch, auch der geringste, ist vor Gott hochgeachtet III. 1
Menschen, die mehresten, beweisen nicht nur mehr Verstand und Klugheit, sondern auch mehr Eifer und Betriebsamkeit in Erwerbung irdischer Vortheile, als in Besorgung ihres Seelenheils IV. 177
Menschenliebe, worin sie eigentlich bestehe, und wie sie sich gegen andere zeigen müsse III. 62
Miethlinge, welches eigentlich welche sind IV. 91
Mißtrauische, von der Beschaffenheit und dem unglückseligen Zustande derselben V. 23
Mitleid mit Jesu, wenn das heilsam oder vergeblich ist II. 10
Modestie ist eine herrliche Tugend VI. 92. 96

N.

Nachfolger Jesu dürfen niemanden vergeblich um Hülfe rufen lassen IV. 61
Nachsicht und Versöhnlichkeit gegen den Nächsten III. 121
Natur, die fordert uns im Frühjahr zur Sinnesänderung auf II. 49
Neid, der, eine lieblose und peinigende Empfindung I. 168
Neue Jahr, über die gute und schlechte Anwendung eines jeden I. 72
Nicht alle Ältern haben Ursache, sich über die Geburt ihrer Kinder zu freuen V. 168
Nichtchristen, über deren Seligkeit I. 128
Nichts ist dem Christen so demüthigend, als das vortreffliche Tugendbeyspiel Maria II. 277

O.

Ob, und in wie fern wir die zeitlichen Übel als göttliche Strafen ansehen können VI. 1
Opfer, über die wahre Beschaffenheit desselben I. 95

P.

Pfarrpatrone, ein Wort an alle, im Bisthum Wirzburg VI. 138

Pflicht des Christen, Unverdrossenheit in seinen Geschäften zu beweisen IV. 135

— der Genügsamkeit V. 33

Pflicht des Christen, Gott für das empfangene Gute zu danken, und ihn um seinen fernern Beystand zu bitten VI. 10

— sollen wir zwar nicht um des Lohnes willen thun, aber wir dürfen uns doch bey starken Versuchungen zur treuen Erfüllung unserer Pflicht, durch die zu erwartende himmlische Belohnung ermuntern lassen V. 192

Pflichten des Christen, in Absicht auf sein Gotteshaus III. 208

— der Ältern, in Absicht der Gesundheit ihrer Kinder III. 110

Prahlerey, was die sey, und wie verächtlich sie den Menschen mache I. 28

Predigtwesen, warum selbiges von den Katholiken nicht nach Verdienst geachtet wird I. 160

R.

Rechtschaffenheit des Christen, worin die eigentlich besteht II. 231

Redlichkeit, was sie sey, und wie schätzbar sie den Menschen mache I. 234

Regeln, einige der christlichen Klugheit I. 160

S.

Schadenfreude, Warnung davor IV. 100

Schäfer, Amtsvogt zu Wirzburg, Nachricht von ihm IV. 18

Schamhaftigkeit, über die I. 257

Schicksale, Herrn Joseph Bauerschuberts IV. 1

Schön und gut war das Leben Mariä II. 259

Schriftenverzeichn. Bauerschuberts IV. 59

Schwab, Professor, Nachricht von ihm IV. 21

Segen, des göttlichen, bey seinen Geschäften zu versichern, was man zu thun habe V. 65

Seligkeit, über die, der Nichtchristen und Unkatholischen I. 128

Sinn des Christen, über den ernsten I. 187

Sinn für die Lehre Jesu zu erwecken, was man zu thun habe V. 1
Stand, ein jeder hat seine Unannehmlichkeiten u. Beschwerden, aber auch seine Vortheile und Annehmlichkeiten V. 14
— der Geistlichen, Belehrungen darüber IV. 82
Stephanus ein standhafter Verehrer und Anhänger Jesu, wir sollens auch seyn I. 55
Stolz, geistlicher, Beschaffenheit und große Gefahr V. 107
Streitigkeiten mit andern, wie man sich da verhalten müsse I. 244
Sünde, wie immer eine die andere nach sich zu ziehen pflegt V. 145

T.

Tadelsucht, von der II. 162
Tausendfachen Leiden, die, welche unser Heiland auf beyspiellose Art und Weise bey seiner Kreuzigung und Tode empfunden haben muß VI. 184
Teufels Macht und Glauben I. 194
Theilnahme, von der, eines wahren Christen am Unglücke seines Nebenmenschen I. 127
Theilnehmung, christliche, an den Freuden anderer III. 237
Tische, gutes Verhalten dabey IV. 158
Tod Christi, wie der für uns nützlich und seine Auferstehung erfreulich werden kann II. 20
— geliebter Personen, wodurch wir uns bey demselben trösten und beruhigen können V. 157
— der, unter dem Bilde des Schlafs III. 160
Trost für gute Leidende II. 69

U.

Übel, künftige, wie gut es für den Menschen sey, sich auf dergleichen gefaßt zu machen IV. 118
— zeitliche, ob und in wie ferne wir solche als göttliche Strafen ansehen können VI. 1
Übelnachreden, Warnung davor III. 72
Über den Beruf des studierenden Jünglings VI. 75
— den Fall des ersten Menschen VI. 81
— die gemeinschaftlichen Deutschen Erziehungsinstitute VI. 150

Über die große Vorsehung Gottes, in Erhaltung der Thiere und Menschen I. 224
— die Schamhaftigkeit I. 257
— die wahre Beschaffenheit der Opfer I. 94
— geistliche Beförderungen, ein Wort an alle Pfarrpatrone im Bisthume Wirzburg VI. 138
— Jesu Weggang von der Erde, und seine Wiederkunft II. 105
— den ernsten Sinn des Christen I. 187
— Volksgunst I. 267
— Beruf, Erleuchtung und Lehransehn bey den Aposteln II. 203
Unbegreiflichkeit Gottes, ein recht starker Antrieb für uns, Gott zu ehren, zu fürchten und zu lieben II. 140
Undankbaren, wann dürfen und müssen wir unser Wohlthun gegen ihn einstellen, und wann nicht? II. 302
Unkatholische, über deren Seligkeit I. 128
Unverdrossenheit in seinen Geschäften zu beweisen, Pflicht des Christen IV. 135
Ursachen, die vornehmsten, warum man so wenig Nächstenliebe unter uns antrifft II. 293
Urtheile der Menschen, verkehrte, über das, was für sie gut oder böse ist IV. 109

V.

Vater, der, verherrlicht den Sohn durch seinen Tod, und der Sohn auch dadurch den Vater III. 223
Vergleichung des rechtschaffenen Christen in Trübsalen, mit dem bedrängten Sünder I. 1
Verhalten bey Tische, gutes IV. 153
Versöhnlichkeit gegen den Nächsten III. 121
Versuchungen, von den I. 194
Versuchungen zum Bösen, aus dem Grundsatze, einer lebendigen Furcht Gottes zu widerstehen VI. 70
Vertrauen, von dem rechten, auf Gott V. 212
Viele Brüderschaften, wenig Bruderliebe II. 240
Volksgunst, über I. 267
Volksverführer, Warnung, davor III. 171
Von der Abscheulichkeit der Häucheley V. 119

Von der eigentlichen Beschaffenheit des Geberhs V. 72
— der Beschaffenheit und dem unglückseligen Zustande des Mißtrauischen V. 23
— der Beschaffenheit und dem Werthe des Geberhs V. 84
— der Beschaffenheit und der großen Gefahr des geistlichen Stolzes V. 107
— der gütigen und nachsichtsvollen Beurtheilung unserer Nebenmenschen V. 130
— dem Einflusse der feyerlichen Ausgießung des heiligen Geistes über die Apostel am Pfingsttage, auf unsern Verstand und unser Herz IV. 126
— dem Geiste, der Art und Weise, und der rechten Zeit des Geberhs V. 96
— dem Irrthume derer welche mehr durch Bethen, als durch Rechtschaffenheit sich bey Gott beliebt zu machen meinen III 81
— der Nachsicht und Versöhnlichkeit gegen den Nächsten III. 121
Von der Pflicht des Christen, Unverdrossenheit in seinen Geschäften zu beweisen IV. 135
— der Pflicht des Christen, Gott für das empfangene Gute zu danken, und ihn um seinen fernern Beystand zu bitten VI. 10
— den Pflichten des Christen, in Absicht auf sein Gotteshaus III. 208
— der Pflicht der Genügsamkeit V. 39
— der Tadelsucht II. 162
— der christlichen Theilnehmung an den Freuden anderer III. 237
— den oft unrichtigen und verkehrten Urtheilen der Menschen, über das, was für sie gut oder böse ist IV. 109
— dem Verdienste des h. Kilians, um unser Vaterland II. 220
— einem guten Verhalten bey Tische IV. 158
— dem rechten Vertrauen auf Gott V. 212
— dem großen Werthe der Keuschheit, und den Mitteln, sie zu erhalten und zu bewahren V. 51
Vorsehung, Gottes, in Erhaltung der Thiere und Menschen I. 224

Vorurtheil der Jugend, Rechnung auf eine lange Lebensdauer zu machen VI. 66

W.

Wahrheit können viele nicht vertragen, und wie man zur Erkenntniß derselben gelangen könne II. 78

Wann dürfen und müssen wir gegen den Undankbaren unser Wohlthun einstellen, und wann nicht II. 302

— ist das Mitleid mit Jesu heilsam, wann ist es vergeblich II. 10

Warnung vor Ärgerniß an den bösen Reden und dem bösen Beyspiele anderer II. 113

— vor Argwohn und übelnachreden III. 72

— vor Aufruhr gegen die Obrigkeit III. 147

— vor heimtückischen Kundschaftern und Angebern III. 41

— vor Schadenfreude IV. 100

— vor frohe Sünder II. 69

— vor Volksverführern III. 171

Warum so viel Böses in der Welt geschieht, und so oft lange ungestraft bleibt I. 144

Warum das Christenthum heut zu Tage nicht so viel Nutzen stiftet, als es sollte und könnte? I. 36

— ist der gemeine Mann dem Bücherlesen bey uns Katholiken so sehr abgeneigt VI. 125

— gibt es doch einen besondern Stand unter uns, den man gemeinhin den geistlichen nennt VI. 82

— das Predigtwesen von den Katholiken nicht nach Verdienst geachtet wird I. 176

— so viele Wahrheit nicht vertragen können, und wie man zur Erkenntniß derselben gelange II. 78

Was Ältern in Absicht der Gesundheit ihrer Kinder für Pflichten auf sich haben III. 110

— das heiße, Gott dienen, und der Welt nicht dienen können III. 22

— ist die wichtigste Angelegenheit des Menschen auf dieser Erde, was ist das Beste, was er thun, und wornach er streben kann II. 267

— man zu thun habe, um bey sich den Sinn für

die Lehre Jesu zu erwecken V. 1
Was man zu thun habe, um sich des göttlichen Segens bey seinen Geschäften zu versichern V. 65
— muß der Christ thun, wenn er von schweren Zweifeln beunruhiget wird II. 28
— müssen wir thun, um den Geist der Wahrheit zu erhalten II. 132
— müssen wir vorzüglich thun, um Gottes Segen auch in diesem Jahre wieder zu verdienen II. 96
— Redlichkeit sey, und wie schätzbar sie den Menschen mache I. 234
— sollte der erste und würdigste Gegenstand unsers Gebeths seyn II. 90
— thut man beym Anblick fremden Elendes, und was sollte man thun II. 249
— wahre, christliche Lebensweisheit sey, oder von dem Wege zur wahren Glückseligkeit VI. 30
— wir Jesu, als dem größten Volksfreunde schuldig sind IV. 71
Was wirken Beicht und Buße unter den Christen, und was sollten sie wirken II. 37
Weg zur wahren Glückseligkeit VI. 30
Weggang Jesu von der Erde, und seine Widerkunft II. 105
Welches eigentlich Miethlinge sind IV. 91
Weltfriede beglückt nur in so weit, als man den Frieden Jesu hat II. 122
Wenn etwas Gutes aus uns werden soll, so müssen wir schon in der Jugend den Grund dazu legen V. 28
Werkzeuge unsers Gehörs und der Sprache sind bewundernswürdig n. ihrer Einrichtung, ihr Gebrauch ist für uns äußerst nützlich und wohlthätig II. 285
Werth, großer, der Keuschheit, und Mittel, sie zu erhalten und zu bewahren V. 51
Wie böse es ist, in der Jugend sündigen, mit der Hoffnung, im Alter wieder alles gut zu machen, wie ungegründet diese Hoffnung, und daß es ein trauriger Irrthum sey, sich in der Jugend

auf viele Lebensjahre Rechnung zu machen III. 30

Wie gut es für den Menschen sey, sich auf jedes künftige Übel gefaßt zu machen IV. 118
— Jesus bey der heiligen Communion in uns, u. wie wir in ihm bleiben II. 155
— Jesus starb, und wie wir sterben müssen, wenn wir ihm im Tode ähnlich seyn wollen VI. 176
— immer eine Sünde die andere nach sich zu ziehen pflegt V. 145
— kann der Tod Christi für uns nützlich, und seine Auferstehung für uns erfreulich werden II. 20
— man sich in Streitigkeiten mit andern verhalten müsse I. 244
— man über die Absichten anderer urtheilen solle, bey guten und bösen Handlungen I. 215
— müssen wir gleich den Engeln, Gottes Ehre und Absichten zu befördern suchen V. 183
— selig uns das Bewußtseyn macht, vor Gott wohl gethan zu haben IV. 146
Wie sehr Ältern fehlen, wenn sie ihre Kinder von der Schule abhalten I. 102
— sich der Christ durch das Geheimniß des Leibes und Blutes Christi im Glauben überhaupt üben müsse und könne II. 147
— uns die Geburt Jesu bewegen muß, unserer Menschenwürde gemäß zu leben V. 7
— verabscheuungswürdig ein Häuchler ist IV. 166
— vieles der Christ von Gott auf dem Erntefelde lernt II. 213
— wenig sich mit der heil. und ehrwürdigen Absicht der Kirchweihfeyer die schändlichen Mißbräuche vertragen, welche an diesem Feste gewöhnlich im Schwange gehen III. 193
Wiederkunft Jesu II. 105
Wir alle sind berufen, aber welche von uns sind auserwählet III. 96
— dürfen den Glauben an Jesum nie aufgeben I. 203
— sollen unsere Pflicht zwar nicht um des Loh-

nes willen thun, aber wir dürfen uns doch bey starken Versuchungen, zur treuen Erfüllung unserer Pflicht, durch die zu erwartende himmlische Belohnung ermuntern lassen V. 192

Wirkungen, die großen und heilsamen des Christenthums I. 152

Wodurch wir Christen unsere Dankbarkeit gegen Gott, für den Wohlthäter des vergangenen Jahres zu erkennen geben sollen III. 185

Womit wir uns bey dem Tode geliebter Personen trösten und beruhigen können V. 157

Worauf es eigentlich ankomme, daß eine Handlung wirklich gut, und Gott wohlgefällig zu nennen sey IV. 190

Worin denn eigentlich die wahre Rechtschaffenheit des Christen bestehe II. 231

— eigentlich die Menschenliebe bestehe, und wir sie gegen andere zeigen müssen III. 62

Wozu uns der Gedanke bewegen muß, daß Gott die Engel zu Schutzgeistern unserer Tugend bestimmt hat. V. 174

STADTBIBL... EK AUGSBURG

Th. Gr.

Bauerschubert

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bauerschubert, Joseph,

Kurze Volkspredigten zum Unterrichte und zur Erbauung auf alle Sonn- und Festtage des katholischen Kirchen-Jahres

Bd.: 6.

Grätz 1802

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Th Pr 159 -6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11290131-2